

Fünf-Stock-Kloster in Kanton.

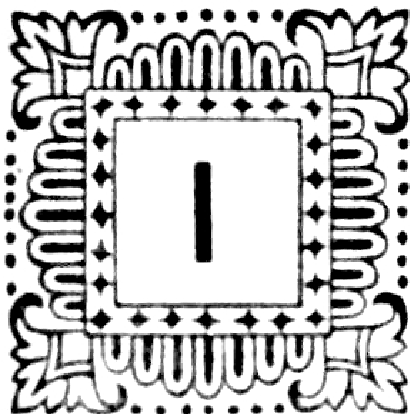


Das Laster ist ein erbärmliches Ding,
aber die Tugend ist stark.

(Milindapañha.)

Die Liebesgabe.

Erzählung von **Paul Dahlke.**



Ich wundere mich oft, weshalb die Menschen sich Märchen erzählen. Die Wirklichkeit ist das wunderlichste aller Märchen. Wie plump sind die Märchen der Märchenwelt gegenüber dem Märchen „Wirklichkeit".

Ich, das Kind des Garda-Sees, mit dem ich verwachsen war im guten wie im bösen, sitze jetzt hier im indischen Randgebirge, in Lanauli, sitze hier seit Jahr und Tag, und fast sieht es aus, als ob ich hier meine Tage beschliessen soll — entwurzelt mich nicht irgend ein Sturmwind aufs neue.

Mir ist, als ob die herbe Strenge, die einsame Grösse dieser Landschaft hier rings um mich mir die Lieblichkeit meines alten Sirmione nur noch lebhafter macht. Wenn ich oben am Cap sass, über der alten Villa des Catull; wie unzählige Male habe ich dort gesessen, als Knabe schon, als Jüngling, als angehender Mann.

Ich entsinne mich deutlich, dass ich als Knabe

schon gesonnen habe, nachgedacht über die Rätsel des Lebens, über die Welt, über die Frage: Woher dieses alles?

Und dieses Sehnen, wenn im Abendglühen der See dalag wie ein Saphir und die Boote orangefarbene Streifen nach sich zogen. Es war dann, als ob unsichtbare Fäden an mir zogen, ich weiss nicht wohin. Denn schöner und friedlicher konnte es ja nirgends sein. Aber es ist, als ob Schönheit und Frieden nicht dazu da wären, sie zu geniessen, sondern nur dazu, ein unbestimmtes, vages Sehnen nach Schönheit und Frieden in mir anzuregen.

Da sass ich denn, bis alles Licht auf dem See geschwunden war und über mir, in dieser dunklen Klarheit ein Lichtchen nach dem anderen aufflimmerte.

Schon die Natur allein sollte uns lehren, dass Reinheit das Schönste ist. Ach Reinheit, wie köstlich! Wenn ich unter diesem klaren Sternenhimmel stehe, und Sirius und Orion funkeln, so ist mir, als zöge es mich aus mir selber heraus in dieses reine Feuer, in diese himmlische Reinheit. Soll ich überhaupt schon etwas anbeten, nun weshalb denn nicht dieses! Weshalb denn ein unsichtbares, Unhörbares, Undenkbares — kurz ein Unding hinter diesem Sternenhimmel anbeten?

Eines Tages — ich war damals bereits Arzt in Mailand, gesuchter Arzt und nur für kurze Zeit zur Erholung bei meinen Eltern — ging ich gegen Abend vom Cap nach Hause zurück. Wie gewöhnlich ging ich am Kirchlein auf der Höhe, im Olivenwäldchen vorbei. Wie gewöhnlich blieb ich vor dem offenen Fenster stehen, und schaute hinein in die dunkle Kühle des Innern. Schmucklose, weiss-getünchte Wände, ein Altar mit allerhand buntem Flitter und in der Mitte

auf ihm das Kreuz mit jenem Manne daran, der eine so fragwürdige Rolle im Geistesleben der Menschheit spielen sollte.

Gottglauben hatte ich längst nicht mehr. Überhaupt scheint mir, als ob sehr, sehr wenige Menschen wirklichen Glauben hätten und dass man sich über diese Tatsache täuscht nur deshalb, weil man sich nicht die Mühe nimmt, sich ernsthaft selber zu prüfen.

Von mir persönlich weiss ich nicht, ob ich überhaupt je Glauben an Gott gehabt habe. Ich entsinne mich nur als Knabe bei heftigen Gewittern etwas wie Gottes-Furcht empfunden zu haben. Aber das verlor sich, als ich dem Phänomen gedanklich Herr geworden war.

Ich hatte draussen am Cap in einem physikalischen Buche gelesen, einem jener modernen Bücher, die in mehr oder minder geistreicher Form auf rein physikalischen Gesetzen eine Weltanschauung aufzubauen versuchen und damit sich selber vor die Notwendigkeit stellen, schliesslich auch mich, das denkende, selbstbewusstseinbegabte Lebewesen, den physikalischen Gesetzen einzuordnen. Heute in besserer Einsicht, lache ich über alle derartigen gelehrten und geistreichen Versuche, weil ich ihre Wertlosigkeit und Verkehrtheit kenne. Damals hingegen fühlte ich nur, dass dieses nicht der rechte Weg sein könne. Aber ich erkannte die Gründe nicht. So machten mir alle diese Hypothesen und Gedanken, die eine Welt aufbauen wollen, in welcher der, welcher sie aufbauen will, keinen Platz mehr hat, viel Not. Ich sann, ich grübelte. Es störte mir sogar den Schlaf und machte mich oft fast schwermütig. Aber wenn ich mich auch aufs genaueste durchforche, so weiss ich selbst heute noch nicht, ob diese Nöte ehrliche waren,

oder einem Kokettieren mit mir selber entspringend. Denn das war mir schon länger klar geworden, dass eine starke Eigenliebe den Grundzug meines Charakters bildete.

Als ich an jenem Tage, von welchem ich oben sprach, wieder durch das Fenster in die Dämmerung des Kirchleins sah, die kahlen Wände, den Altar mit seinem Flitter, das schwarze Holz mit dem gekreuzigten Manne daran, da seufzte ich unwillkürlich tief auf: „Hier ist Sicherheit, hier ist Ruhe! Hier gibt es keinen Kampf um eine Weltanschauung, kein Ringen mit Lebensrätseln. Wohl dem, der in so sicherem Schosse ruht."

Indem hörte ich auf der anderen Seite des Kirchleins reden. Ich konnte ganz deutlich eine Männerstimme verstehen, die in langsamer und gewählter Sprache sagte:

„Für mich ist es garnicht zweifelhaft, dass die Form des Glaubens, der wir zufällig angehören, eine der rohesten ist. Wir haben in dieser Beziehung den Zeiten der Neuplatoniker gegenüber unerhörte Rückschritte gemacht. Und mir scheint, ein Halt ist hier nur deshalb eingetreten, weil ein weiteres Rückwärts überhaupt nicht mehr möglich ist."

Schon während der letzten Worte war der Sprecher hinter der Mauer hervorgetreten und in der Richtung auf meinen Standpunkt zugekommen. Er hatte beim Sprechen fest vor sich auf den Boden gesehen, so dass er, als er aufhörte zu sprechen und hoch blickte, fast dicht vor mir stand.

Seine Worte richteten sich an eine jugendliche weibliche Person, die ebenso gesenkten Hauptes wie er selber, neben ihm ging.

Offenbar betroffen blickten beide hoch.

Der Fremde grüsste, wie es Leute wohl in plötzlicher Verlegenheit tun.

Dieses Gefühl schien der Sprecher selber zu haben; denn gleichsam, um sich mir gegenüber in eine andere Lage zu bringen, begann er ein Gespräch.

Es waren so gleichgültige Sachen, wie eben Reisende, die sich zufällig treffen, mit einander reden.

Wir gingen zusammen den schmalen Pfad zum Ort hinab, ich neben dem Alten, seine Begleiterin ein Stückchen hinter uns.

Der Alte war eine jener Persönlichkeiten, die wir „interessant“ nennen. Gross, hager, graubärtig, ein Kopf, der an Leonardo da Vinci erinnerte.

Im Gespräch stiess ich zufällig an einen der Olivenbäume, die den engen Pfad begrenzen. Mein Physik-Buch fiel zur Erde, und alle meine Notizen, auf vielen einzelnen Blättern niedergeschrieben, flogen auseinander.

Während ich eilig zusammenraffte, war die Begleiterin des Alten herangekommen und half mir im Aufsuchen.

Wir richteten uns beide gleichzeitig auf und unsere Augen trafen sich voll im gleichen Moment.

Wenn ich heute an diesen Augenblick zurückdenke, heute, wo mein Haar schon zu grauen beginnt, so erscheint er mir immer noch als der merkwürdigste meines Lebens. Wie einen Menschen ein Schlag trifft, so wusste ich: Mein Schicksal hat mich getroffen.

Seit ich dieses an mir selber erlebt habe, gebe ich mir gar keine Mühe mehr, jene merkwürdige Umwandlung, die Paulus auf seinem Wege nach Damaskus befiel, zu „erklären“. Es gibt derartige Umwandlungen, die wie der Blitz aus heiterem Himmel den Menschen überfallen, und jeder Versuch, solche Erlebnisse aus gewissen Vorstadien herleiten zu wollen, führt zu Ab-

surditäten. Es ist eben so und wir müssen uns fügen, ebenso wie wir uns der Tatsache fügen müssen, dass wir überhaupt da sind.

Der Alte hatte, während wir die losen Blätter aufsammelten, mein Buch vom Boden genommen und den Titel gelesen.

Wie mir schien, mit leisem Lächeln fragte er:

„Interessiert Sie dieses?"

Damit hatte das Phrasenmachen ein Ende und das Gespräch begann. Wir sprachen lebhaft, ununterbrochen; wir kamen zur Landungsbrücke, in deren Nähe das Hôtel der beiden lag — sie waren auch nur auf Besuch hier — wir gingen sprechend ein Stück zurück, dann in der anderen Richtung am alten Stadtturm vorbei, die Landstrasse entlang. Die Sonne ging unter; es fing an zu dunklen; schliesslich bat mich der Alte, mit ihnen zusammen im Garten des Hôtels das Abendessen zu nehmen.

Was wir sprachen? Ich weiss es nicht mehr genau. Ich weiss nur, dass ich mich in einem Hochgefühl befand, das mich geneigt machte, meine Ansichten in einer übertrieben scharfen, fast übermütigen Weise geltend zu machen. Ich fühlte, dass ich geistreich war und gefiel mir. In einer Art Befangenheit richtete ich meine Worte fast ausschliesslich an den Alten, während ich mir doch wohl bewusst war, dass ich im Grunde genommen nur zu dem Mädchen sprach, begierig, von ihr bewundert zu werden.

In einem fielen wir beide, der Alte und ich, ganz zusammen: Das unbefriedigende der modernen Zustände, ihre Oberflächlichkeit, ja Verlogenheit: ihre Unruhe, ihre Hast, ihre Gewalt, uns uns selber zu entfremden, so dass wir schliesslich den Weg zu uns

selber nicht mehr zurückfinden — kurz: ihre Nichtwirklichkeit.

Der Alte setzte nun die an der Kirche oben unterbrochene Unterhaltung fort. Er bekannte sich als eifrigen Verehrer der Neu-Platoniker, insonderheit des Plotin. Dessen Satz „ta panta hen“ war für den Alten Weltanschauung und Religion in einem. Mit Geist und Gelehrsamkeit entwickelte er die Fäden, die sich in diesem Pantheismus von Indien her zu uns hinüberziehen. Er ging sogar soweit, diesen Gedanken als den eigentlichen, tiefsten Jesus-Gedanken zu erklären, wohingegen das, was wir jetzt als Christentum haben, vielmehr Paulinisches Machwerk sei. „Es ist mir ganz gleichgültig, meinte er im Lauf des Gesprächs, ob Jesus bei indischen Weisen in die Schule gegangen ist. Tatsache ist, dass sein Denken zum Pantheismus hinneigt, wie ja schliesslich jeder Feinfühlende von der intellektuellen Rohheit des Monotheismus sich abgestossen fühlen muss. Sicherlich hat das Christentum einen bösen Tausch damit gemacht, dass in der christlichen Theologie nicht mehr Christus, sondern Paulus der Führende war — statt eines natürlichen Gefühlsmenschen ein finsterer Fanatiker, dessen Temperament nicht vom Herzen, sondern vom Kopf ausgeht. In seinen widersinnigen Deduktionen steckt schon die Wurzel jener späteren Scholastik, zu welcher die ursprüngliche Jesus-Lehre nie die Möglichkeit gegeben hätte.“

Ich sah bei diesen scharfen Worten zur Tochter hinüber, um mich über den Eindruck, den diese Äusserung auf sie machte, zu vergewissern.

Der Alte bemerkte es. Lächelnd sagte er:

„Sie dürfen nicht denken, dass meine Tochter über solche Reden erschrickt. Sie gehört zu den weiblichen

Wesen, welche denken. Und sobald man anfängt zu denken, hat der persönliche Gott ausgespielt."

Wieder blickte ich erwartungsvoll zu unserer Gefährtin hinüber.

Die schien die letzten Worte des Alten nicht zu hören. Sinnend sah sie 'über den See hin; die kräftigen Lippen schienen einander kaum zu berühren und glichen den sich öffnenden Kelchblättern einer Blume. Es war als ob sie auf etwas aus der Unendlichkeit her lausche. Ich hatte nie ein reineres, schöneres Mädchengesicht gesehen.

Langsam, wie bei jedem Worte überlegend sagte sie mit einer merkwürdig klaren, wohllautenden Stimme, die etwas gesangartiges hatte:

„Ich denke immer, wenn es einen Gott gäbe, so müsste auch jedes Wesen es wissen, aus sich selber wissen, und es könnte ein Zweifel überhaupt gar nicht möglich sein. Diese Möglichkeit, an Gott zu zweifeln, ist eine Tatsache, die mich immer wieder stutzig macht, über die ich gar nicht hinwegkommen kann."

„Wie tief Sie gedacht haben!" sagte ich mit ehrlichem Staunen.

„Ich weiss nicht, was Sie ‚tief denken' nennen. Meinem Gefühl nach ist es einer jener Gedanken, die so auf der Oberfläche liegen, dass allein dieses der Grund sein kann, warum alles darüber hinweggeht."

Nicht gewöhnt, meine Gefühle zu verstecken, sah ich ihr mit so unverhohlener Bewunderung in die Augen, dass sie leicht errötete.

Mit diesem Moment schien es wie ein eisiger Reif auf unsere Unterhaltung gefallen zu sein. Das Mädchen sass verstummt da; der Alte sah plötzlich frostig und unnahbar aus. Hätte ich nicht vorher schon, im Laufe des Gespräches erfahren, dass beide gleichfalls in

Mailand wohnten — sie hatten einen der kleinen, mir wohlbekannten Vororte genannt — so würde ich jetzt wohl nichts mehr erfahren haben.

Ich merkte, dass es Zeit war, mich zu verabschieden. Ich war betroffen über diesen plötzlichen Wechsel, den ich mir gar nicht erklären konnte. Denn schliesslich war es doch keine Beleidigung, wenn ein Mensch in meiner Lebensstellung einem jungen Mädchen in Gegenwart ihres Vaters zeigte, dass er sie bewundere.

Als ich um die Erlaubnis bat, ihnen in Mailand meine Aufwartung machen zu dürfen, sagte das Mädchen nichts und der Alte gab seine Zustimmung mit jener kühlen Reserve, die mich, hätte es sich um eine rein konventionelle Höflichkeit gehandelt, sicher nicht bestimmt haben würde, von der Erlaubnis Gebrauch zu machen. Da ich aber, gerade herausgesagt, verliebt war wie noch nie in meinem Leben, so liess ich mich nicht beirren und ging mit dem festen Entschluss, beide in ihrem Heim aufzusuchen.

Ich wusste nicht, wann sie abreisen wollten. Am nächsten Morgen spähte ich deshalb überall umher, ohne etwas entdecken zu können. Sie mussten schon in aller Frühe Sirmione verlassen haben.

Schon am Tage nach meiner Rückkehr nach Mailand — länger liess mir meine Ungeduld keine Ruhe — machte ich meine Aufwartung.

Sie wohnten draussen, in einer mir wohlbekannten Vorstadt. Das Haus, nur klein, lag tief im Garten und war gegen die Strasse durch eine hohe weisse Mauer abgeschlossen. Das Ganze machte einen merkwürdig stillen, zurückhaltenden Eindruck, trotzdem es, im Grunde genommen, sich kaum von den Nachbarhäuser unterschied. Aber wie es Persönlichkeiten gibt, die, trotz-

dem sie den gleichen Rock tragen, wie andere, doch zugeknöpfter aussehen als andere, so geht es auch mit den Baulichkeiten; und die Fensterscheiben kommen mir allen Ernstes manchmal vor wie Augen, die dem Hause einen gewissen Charakter geben.

Der Alte empfing mich freundlicher als ich erwartet hatte.

Er nahm mich gleich nach der ersten Begrüssung mit in seinen Arbeitsraum.

Hier sah es aus wie bei einem mittelalterlichen Alchymisten. Tigel, Retorten, allerhand verschiedenfarbige Pulver und Flüssigkeiten standen umher. Die eine Längswand nahm die Bibliothek, die andere eine Art zoologischen Museums ein.

Im Laufe des Gespräches stellte sich heraus, dass es die Liebhaberei des Alten sei, allerhand fremde Gifte herzustellen. Er nutzte alle seine Beziehungen aufs eifrigste aus, um sich mit den nötigen Drogen oder Tieren versehen zu lassen. Nicht ohne einen gewissen Stolz deckte er einen Kasten in der Ecke des Zimmers ab, in welchem eine ziemlich kleine, aber hässlich dickköpfige Schlange träge dahingestreckt lag — eine javanische Giftschlange, deren Biss unrettbar und in kürzester Zeit töte. Der Name klang mir so fremd, dass ich ihn völlig wieder vergessen habe.

Der Alte war selbst früher Arzt gewesen, hatte aber die Praxis seit vielen Jahren aufgegeben, war lange im Orient gewesen und lebte jetzt nur seinen Privatstudien. Nach dem ganzen Eindruck, den ich von dem Hause empfing, musste er begütert sein.

So interessant alles dieses sonst für mich gewesen wäre, heute hörte ich nur mit halbem Ohr. Von derjenigen, derenwegen ich gekommen war, liess sich nichts weder sehen noch hören, und der Alte schien gar nicht zu wissen, dass er eine Tochter habe.

So heuchelte ich Interesse, um die Zeit hinzuziehen, auch jenen toten Punkt in der Unterhaltung zu vermeiden, der mich genötigt haben würde, mich zu verabschieden.

Endlich ertönte die Hausglocke. Der Alte horchte auf und sagte:

„Sicherlich meine Tochter. Sie wird sich freuen, Sie wiederzusehen.“

Damit ging er mir voraus in den Salon, ein ziemlich grosses Zimmer, aber mit jener altmodischen Eleganz eingerichtet, die nur in bestimmter Umgebung sympathisch wirkt.

Nach einem Weilchen trat Vera — das war ihr Name — ein. Trotz der feinen Zurückhaltung, mit der sie mich begrüsste, fühlte ich, dass ich angenehm sei.

Die nun folgende Zeit ist, nach weltlichem Massstab gemessen, fraglos die schönste meines Lebens. Denn so lange der Mensch nicht richtig denken gelernt hat, ist er ja gewohnt, „Schönstes“ nur das durch die Liebe verschönte zu nennen.

Meine Besuche wiederholten sich, wurden immer häufiger und entgegen meiner ursprünglichen Erwartung, hatte ich gar keine Schwierigkeiten Vera zu treffen, ja selbst mit ihr allein zu sein. Manchmal kam es mir sogar vor, als ob der Alte sich absichtlich zurückzöge. Es kam mir dann freilich auch vor, als ob Vera hiernach für eine ganze Weile noch ernster wäre, als sie es für gewöhnlich schon war.

Trotz Wahrung strengster Sitte in jedem Wort, in jedem Blick, waren wir doch bald in einen Zustand von Vertraulichkeit geraten, in dem keiner dem anderen aus seiner Liebe ein Hehl machte. Und doch fühlte ich zu meiner Befremdung immer wieder, dass Vera jedem direkten Annäherungsversuch auswich.

Da ich annahm, dass es eine natürliche, unüber-

windliche Schüchternheit ihrerseits sei, die ich freilich bei einer geistig so hochstehenden Persönlichkeit nicht begreifen konnte, so entschloss ich mich schliesslich, beim Vater um sie anzuhalten.

Zufällig war es der Charfreitags-Tag, als ich zu meinen Freunden hinausfuhr. Da ich wusste, dass beide nie zur Kirche gingen, so war ich sicher, sie gerade heute zu Hause zu treffen.

Während ich sprach, war es, als ob der Alte noch gerader und grösser wurde. Jede Muskel seines verwitterten Gesichtes schien zu erstarren. Ohne mich anzusehen, den Blick fest auf die gegenüberliegende Wand gerichtet, hörte er zu und als ich schwieg, sagte er mit einer Art maschinenmässiger Ruhe:

„Mein junger Freund, es ist das bei uns nicht so, wie es sonst zwischen Vater und Tochter ist, ich meine so, dass der Vater einfach die Hand der Tochter vergeben könnte. Da müssen Sie meine Tochter selber fragen."

Damit brach er so plötzlich ab, dass ich nichts erwidern konnte als:

„Gut, so will ich das tun."

Als ich gleich darauf Vera gegenüberstand und ihr sagte, worum es sich handele, wurde sie totenblass. Fast weinerlich sagte sie:

„Mein Gott, mein Gott, was soll das nur geben? Ich habe es ja kommen sehen, aber jetzt — was soll das nur geben!"

Trotz ihrer Aufregung musste sie mein Befremden fühlen. Plötzlich sagte sie:

„Setzen Sie sich. Ich muss Ihnen das alles erzählen."

Sie nahm mir gegenüber Platz und blickte mit eng zusammengezogenen Brauen starr vor sich auf den Boden. Nach einem Weilchen begann sie:

„Ich bin nicht die rechte Tochter. Mein Vater heiratete schon als älterer Mann meine Mutter sozusagen von der Strasse weg — wegen ihrer Schönheit.

Gleich nach der Verheiratung merkte er aber, dass sie bereits ein Kind unter dem Herzen trug. Er wollte sie im ersten Zorn sofort verstossen, liess sich dann aber durch die inständigen Bitten meiner Mutter bewegen, sie bis nach ihrer Entbindung bei sich zu behalten. Dann wollte er selber in den Orient gehen, wo er schon vorher lange Jahre gelebt hatte, meine Mutter aber sollte in ihre Heimat zurückkehren.

Mein Vater hielt sich während dieser ganzen Zeit völlig fern von meiner Mutter. Nach der Entbindung aber mochte wohl das natürliche Mitgefühl ihn übermannt haben. Am Morgen war ich geboren. Gegen Abend, so erzählte mir später meine Mutter, trat er in das Krankenzimmer, blieb nachdenklich neben dem Bettchen stehen, in dem ich gerade lag, und spielte mit meinen zur Faust zusammengekniffenen Fingerchen.

Dabei geschah es, dass ich seine Finger umklammerte und nicht wieder los liess.

Die Wärterin lachte laut auf vor Vergnügen und rief zur Mutter hinüber:

„Seht doch, seht doch, sie hält den Herrn fest!“

Meine Mutter lachte mit und auch mein Vater soll dabei zum ersten Mal, seit ihn der schwere Schlag mit meiner Mutter getroffen hatte, wieder gelächelt haben.

Seit dem kam er alle Tage und spielte mit mir. Vom Wegschicken meiner Mutter war keine Rede mehr. Aber nachdem ich entwöhnt war, liess er sie einst zu sich in sein Zimmer rufen und eröffnete ihr, dass es jetzt an der Zeit für sie sei, das Haus zu verlassen, dass er aber gerne mich an Kindesstatt an-

nehmen möchte. Träte sie mich ihm bedingungslos ab, so wolle er ihr eine Summe anweisen, durch welche sie für ihr ganzes Leben sicher gestellt sein würde; ausserdem solle sie die Erlaubnis haben, mich hin und wieder zu besuchen.

Da beging meine Mutter das, was mir lange Zeit hindurch ganz unbegreiflich erschienen ist: Sie gab alle ihre Mutterrechte dahin und ich wurde die Tochter meines Vaters.

Freilich muss ich zur Entschuldigung meiner Mutter sagen, dass ich gleichfalls sie leicht hingegeben habe. Von der ersten Zeit an, wo ich anfing zu denken, gehörte ich schon ganz meinem Vater. In einem Alter, in dem andere Mädchen vielleicht noch mit Puppen spielen, fing ich schon an, eigenes Interesse für seine geistigen Interessen zu haben. So entspann sich eine Seelengemeinschaft zwischen uns, wie sie zwischen Mann und Weib nicht grösser sein kann. Tatsächlich fühlte ich auch schon sehr früh, dass ich hier meine Mutter ersetzen sollte und musste. So bin ich freilich nie Kind gewesen, aber mir ist auch, als ob ich nie alt werden könnte."

Schon im Aussprechen dieser letzten Worte schien ihr der Doppelsinn derselben zu Bewusstsein zu kommen und mich mit einem halben Lächeln ansehend, sagte sie:

„Ich meine nicht so, als ob ich früh sterben müsste, wiewohl — doch das sind Phrasen — ich will damit nur sagen: Meine stets wachen, geistigen Interessen werden mich vor dem Altwerden schützen."

Aber plötzlich kam dieser jammervolle Zug wieder in ihr Gesicht. Mit demselben halb weinerlichen Ton begann sie:

„Was nun aber! Mein Gott, was nun! Ich bin ja

mit meinem Vater verbunden enger als durch die Fessel einer Ehe. Er wird verbluten, wenn ich mich von ihm reisse."

Ich war grausam genug, hinzuzufügen:

„Und ich fürchte, Sie selber auch."

Sie sah mich an mit einem Blick wie ein verwundetes Reh. Erschüttert stürzte ich vor ihr auf die Kniee nieder und ergriff ihre Hand, die sie mir willenlos überliess. Als ich aber, überwältigt von Leidenschaft, sie umarmen wollte, wich sie entschlossen zurück und sagte in einem Ton, der keinen Widerspruch ertrug:

„Gehen Sie jetzt! Ich kann Ihnen nicht das Recht geben, mich zu berühren."

So ging ich denn.

In der hierauf folgenden Zeit wurde ich von den widerstreitendsten Empfindungen hin- und hergezerrt. Mir war klar, dass ich derjenige von den Dreien war, von dem allein die Lösung dieses unerträglichen Zustandes ausgehen konnte. Ich fühlte wohl, wie verwerflich es war, an einem so zarten, innigen Bande zu zerren, wie es diese beiden Menschen verband. Die natürlichen Gefühle, welche die Jugend zur Jugend ziehen, verbanden mich mit Vera. Aber ich hatte zu viel erlebt, zu viel gedacht, um selbst im Stadium höchster Verliebtheit mir nicht darüber klar zu sein, dass diese Gefühle wohl einen Ersatz in ihrem Gegenstande erlaubt hätten von meiner wie von Veras Seite, dass aber die Verbindung, wie sie zwischen ihr und dem Alten bestand, unersetzbarer Natur war. Hundertmal stand ich auf dem Punkte, den Verkehr mit den beiden abzubrechen, aus ihrem Leben zu verschwinden, ebenso unmotiviert, wie ich hineingeraten war, aber ich konnte nicht.

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass bei diesem allem am meisten der Gedanke mich quälte, ich könnte bei meinem nächsten Besuch überhaupt nicht mehr angenommen werden.

Dieser Gedanke wurde mir schliesslich ganz unerträglich. Ich wollte noch einmal hingehen, mich sozusagen als Herr der Situation zeigen, wenigstens vor mir selber, und dann, vielleicht mit besserem Erfolge, wieder den Kampf gegen meine Liebe, oder besser, gegen meine Sinnlichkeit aufnehmen.

Etwa eine Woche, nachdem obiges sich ereignet hatte, fuhr ich wieder zur Villa der beiden hinaus, aber als ich in die Nähe des Hauses kam, wurde ich bei dem Gedanken, vielleicht an der Tür abgewiesen zu werden, so aufgeregt und unsicher, dass ich, ohne einen Versuch gemacht zu haben, wieder nach Hause fuhr.

Schon hieraus hätte ich mir sagen müssen, dass es mehr Eigenliebe als wirkliche Liebe war, die mich peinigte. Aber diese ganze Zeit mit ihrem Hangen und Bangen diente nur dazu, um mich in eine Art von Ingrimm gegen den Alten hineinzuleben. Es kam mir unnatürlich, unerhört vor, dass dieser alte Stamm sich dieses junge Reis aufgepfropft hatte und aus diesem Ingrimm heraus fand ich schliesslich den Mut, eines Sonntags wieder an der Tür des Landhauses draussen anzuklopfen.

Zu meinem stillen Erstaunen empfing mich die Dienerin wie immer.

Nachdem ich ein kurzes Weilchen im Salon gewartet hatte, trat Vera ein.

Sie sah so rührend schön aus, dass ich am liebsten vor ihr niedergekniet wäre. Heute weiss ich, dass es die durchsichtige Blässe und Magerkeit ihres Gesichts war, die diesen anbetungswürdigen Eindruck machten.

Sie musste viel gelitten haben in diesen Wochen. Sie begann sofort:

„Wie gut ist es, dass Sie endlich kommen. Ich muss Sie durchaus sprechen, mochte Ihnen aber nicht schreiben. Sehen Sie, fuhr sie mit einer Art verhaltener Heftigkeit fort, es ist ja nun einmal so die Sitte, dass der Mann dem Weib die Liebe gesteht. Aber weshalb soll ein Weib, das sich reif dazu fühlt, nicht auch einmal dem Manne die Liebe gestehen! Ich fühle mich reif dazu. Sie wissen ja auch, dass ich Sie liebe. So gestehe ich denn frei: Ich liebe Sie, so dass ich, vorläufig wenigstens, nicht sehe, wie ich ohne Sie leben soll. Aber was das merkwürdige ist: Das Band zu meinem Vater ist dadurch nicht im mindesten gelockert. Ich weiss nicht, wie es möglich ist; ich kann nur sagen: Es ist so. Sie sagen: ‚So wollen wir alle drei zusammenleben.‘ Ich weiss nicht, warum nicht. Ich weiss auch hier nur, es geht nicht. Ein Ganzes lässt sich eben nicht teilen.“

Sie schwieg ein Weilchen und hielt die Lippen fest aufeinander gepresst. Dann fuhr sie leise fort, während ihre Finger fast gewaltsam die Quaste des Sessels bearbeiteten:

„Sie sagen: ‚Wir sind jung, mein Vater ist alt.‘ Dieser unselige Gedanke ist mir auch gekommen und seitdem bin ich mein eigener Herr nicht mehr. Seit dieser Gedanke in mir geboren wurde, weiss ich, alles ist verloren, für immer verloren. Jeder Genuss, auch der reinste wäre mir vergiftet durch den Gedanken: ‚Du hast auf seinen Tod gewartet, um der Lust folgen zu können.‘ Liebster Freund, so ist es! Es gibt eben Verhältnisse, die mächtiger sind wie wir. Sie werfen uns die Schlinge über den Kopf, und wo wir entfliehen wollen, da schnüren wir uns nur ärger ein. Warum

sie da sind? — ich weiss es nicht und Sie gewiss auch nicht. Genug: sie sind eben da und wir müssen uns fügen. Ich habe mich völlig gefügt. Mein Vater weiss, dass ich ihm verloren bin, und ich weiss, dass ich mir selber verloren bin. Sie glauben nicht, wie müde der Mensch werden kann in kurzer Zeit, wenn das Gehirn Tag und Nacht mahlt wie ein Paar Mühlsteine und nichts zu verarbeiten bekommt als nur Steine und wieder Steine."

Wie ich dieses alles mit anhören konnte, ohne ihr brennenden Herzens zu Füssen zu stürzen, ihr zu sagen: „Ich will freiwillig zurücktreten, ich kann es!" das ist mir heute unbegreiflich. Ich schaudere bei dem Gedanken, dass vielleicht lediglich die Eigensucht es gewesen sein könnte, die mich davon abgehalten hat. Wie ein verstockter Sünder blieb ich schweigend sitzen und liess dieses edle Herz sich ausbluten bis zum letzten Tropfen.

Ich verabschiedete mich nach kurzer Zeit mit dem unbehaglichen Gefühl, die unglücklichste Rolle meines Lebens gespielt zu haben. Es ist, als ob manchmal alles wahre Gefühl, alle Herzlichkeit im Menschen unter Schloss und Riegel gelegt wäre.

Den Alten sah ich an diesem Tage gar nicht.

Die nächsten Tage verlebte ich in einer Art innerer Verdrossenheit, ob aus Unzufriedenheit mit mir selber — ich weiss es nicht.

Nach vier oder fünf Tagen erhielt ich mit der Frühpost einen Brief von Vera. Ich öffnete ihn, zu meiner Schande muss ich gestehen, ahnungslos und las folgendes:

„Lieber Freund! Geliebter! Dass ich entschlossen war, dieses Leben zu verlassen, sagte ich Ihnen indirekt schon bei Ihrem letzten Besuche. Ihre gedrückte

Stimmung bewies mir, dass Sie mich verstanden hatten. Erst heute Abend hatte ich Gelegenheit, das Fläschchen, dessen ich dazu bedarf, aus dem Laboratorium meines Vaters zu entwenden. Ich werde es heute beim Schlafengehen nehmen. Deswegen schreibe ich jetzt. Morgen früh wird man mich tot im Bett finden. Ich bitte Sie also, sofort nach Empfang meines Schreibens zu uns zu eilen, um die nötigen Formalitäten vorzunehmen. Ich bitte Sie herzlich um Verzeihung, dass ich Ihnen dieses Opfer abverlange. Aber die Rücksicht auf meinen Vater zwingt mich. Ein fremder Arzt könnte Schwierigkeiten bereiten, vor denen ich für meinen Vater schaudere.

„Lieber Freund, betrüben Sie sich nicht zu sehr. Bemessen Sie auch Ihre Schuld nicht zu hoch. Wie ich Ihnen meine Liebe gestanden habe, so gestehe ich Ihnen auch offen: Es ist nicht diese Liebe, die mich aus dem Leben treibt, es ist das rettungslos und für immer zerstörte Verhältnis zu meinem Vater. Ich kann es nicht mehr ertragen. Ich weiss, er würde von Herzen gerne gehen, mir zu Liebe. Aber er wagt es nicht, mir zu Liebe. So tue ich es ihm zu Liebe. Es ist der einzige Weg, mich ihm wiederzugeben und für mich so leicht, so beschämend leicht nach allen diesen schrecklichen Lebenstagen. Ich sehe hier niemanden, der eine Schuld hat, niemanden, der ein Verbrechen begangen hat. Das einzige Verbrechen bleibt schliesslich — Mensch zu sein.

Leben Sie wohl und erfüllen Sie meine Bitte, wenn Sie je geliebt haben. Ihre Vera P.“

Von dem Moment, wo ich diesen Brief las, bis zu dem Moment, wo ich vor dem Bette Veras stand, ist alles meinem Gedächtnis entschwunden. Wahrscheinlich ist es auch überhaupt nie darin gewesen. Ich muss wie sinnlos davon gestürzt sein.

Vor dem Bett kniete der Alte.

Bei meinem Eintritt erhob er sich schwerfällig. — Gott und Vater! Alles erdulden, alle Qualen der Hölle leiden, nur nicht noch einmal in die trocknen Höhlen dieses Greises sehen! Wie kann nur ein Mensch dem andern so schrecklich werden!

Mechanisch nahm ich die Formalitäten vor, die mein ärztlicher Beruf in diesem Falle vorschrieb. Der Tod war offenbar schon am Abend eingetreten.

Nachdem ich die haltlos weinende Dienerin mit den nötigen Anweisungen aus dem Hause geschickt hatte, verliess ich das Sterbezimmer in der Meinung, dass der Alte mir folgen und mir einige Angaben machen würde. Bisher war er völlig lautlos geblieben. Aber statt mir zu folgen, liess er sich schwer wieder am Bette der Toten nieder und ich stand allein im Nebenzimmer.

Mir war, als müsste ich etwas zu dem Alten reden, irgend etwas über die Tote. Aber ich fühlte auch, dass es mir jetzt, wo ich meine Pflicht als Arzt erledigt hatte, ganz unmöglich gewesen wäre, noch einmal auch nur die Tür des Sterbezimmers zu öffnen.

Wenn Schuld überhaupt gebüsst werden kann, so muss ich durch die Qualen dieser totenstillen Stunde, die verfloss bis zur Rückkehr der Dienerin, viel gebüsst haben. Hätte ich dieses alles länger aushalten müssen, ich glaube, ich wäre im Wahnwitz in das Sterbezimmer gedrungen und hätte den Alten gewaltsam von der Leiche gezerrt. Dieses schweigende Stück Leben hinter der geschlossenen Tür! Diese blicklosen Höhlen, die mich anstarrten, wohin ich mich wenden mochte! Schrecklich, schrecklich!

Meinen Beruf habe ich seitdem nicht wieder aufgenommen. Ich habe überhaupt gar nicht an die Mög-

lichkeit gedacht. Sofort nachdem ich zu Hause angekommen war, packte ich das notdürftigste in eine Handtasche zusammen und reiste sofort ab. Ich ging in die Alpen.

Es war damals eine einzige Idee, die mich beständig quälte und mich fast zum Wahnsinn brachte, die Idee: „Es muss doch einen Zweck haben, wenn der Mensch derartiges leidet."

Manchmal war mir, als ob ich jemanden auf der Strasse anhalten, ihn fragen müsste: „Weisst du, warum du leidest, warum du dich freust? Weisst du überhaupt, warum du da bist?"

Denn hat es einen Zweck, dass man derartiges leidet, so muss es doch auch einen Zweck haben, dass man da ist.

Hat es aber einen Zweck, dass man da ist, so muss man doch von einem Gott auf seinen Platz gestellt sein. Ist man von Gott auf seinen Platz gestellt, so müsste man doch auch in ihm stets einen letzten Rückhalt haben.

Aber ich nehme meinen Fall. Ich stelle mir vor, ein Gott sagte: „Dir ist diese deine Sünde vergeben" oder: „Hinab mit dir in die unterste Hölle! Das edelste Wesen hast du gemordet durch deine Selbstsucht — verdammt für immer!" Das eine wäre so nichtssagend für mich wie das andere. Deswegen bliebe doch alles wie es ist. Im allerletzten Grunde bin ich ja doch mir selber verantwortlich.

Ist aber der Gott gerade da, wo es darauf ankommt, nutzlos, weshalb sich dann mit diesem transzendenten Ballast schleppen? Weshalb schleppen andere sich mit ihm? Weshalb schleppt im Grunde genommen alles sich mit ihm? Denn der Philosoph, der über ein Transzendentes spekuliert, glaubt ja genau

so, wie der Kirchengläubige, mag er sein Transzendentes auch mit den geistreichsten und unverfänglichsten Namen benennen.

Monatelang irrte ich ruhelos von einem Ort zum andern. Eines Tages trat ich, es war in München, in eine Buchhandlung. Unter den dort ausliegenden Neuheiten fiel mir zufällig ein Buch über den Buddhismus in die Hände. Es hatte als Leitspruch den Satz:

„Über alle Gabe siegt der Wahrheit Gabe."

Das zog mich an. Ich kaufte und begann zu esen.

Irgend ein deutscher Gelehrter sagt von sich, er sähe es als eine Gnade des Schicksals an, dass sein Vater ihm schon als reiferen Knaben Kant's „Prolegomena" in die Hand gegeben habe. Ich muss offen gestehen, dass ich diese Gnade nicht recht zu würdigen weiss. Aber ebenso würde wohl jener Gelehrte es nicht verstehen, wenn ich hier sage, dass ich es für eine Gnade des Schicksals ansehe, dass er mir gerade in dieser Zeit dieses Buch in die Hände gab. Ich lernte begreifen, langsam, langsam, in jahrelangem geduldigem Nachdenken, aber ich lernte schliesslich, und ich lernte vergeben — mir selber vergeben. Ich begriff, warum ich mir selber vergeben durfte.

Die Dankbarkeit für diese Liebesgabe des Buddha trieb mich, die Spuren dieses Einzigen zu verfolgen. So schiffte ich mich bald darauf nach Indien ein, habe mit eigenen Augen und in stiller Ehrfurcht alles betrachtet, was diesen grössten aller Menschen, diesen reinsten, wirklichsten Menschen angeht und bin nun hier in Lanauli geendet. Hier fahre ich bisweilen zu den Felsentempeln von Karli, um diese stolze Säulenhalle zu bewundern. Bisweilen fahre ich auch zum gegenüberliegenden Gebirgszug, um die Felsenhöhlen von Bhaja und Bedsa

zu besuchen, aus deren kahlen Wänden noch die jugendliche Kraft rücksichtslosen Entsagens spricht, wie sie den ersten Zeiten des Buddhismus eigen war. Meist aber sitze ich unter einem dieser mächtigen alten Bäume, die einzeln in dieser merkwürdigen Landschaft stehen. Und wenn der Monsunwind in den Zweigen rauscht und die Sonne hinter den Bergen im Westen sinkt, so geniesse ich immer wieder das köstlichste aller Gefühle: Dieses gesicherte Ruhegefühl, hervorgegangen aus dem bewussten Loslassen von der Welt und ihren Gütern.

Und das ist die Liebesgabe des Buddha. Mögen viele davon kosten. Denn irgend eine Schuld, die im Begreifen nicht sich selber verzehrt, die gibt es nicht.

Weisheitssprüche.

(Das tibetanische Buch Dsanglun enthält eine Reihe Strophen, welche die wichtigsten Wahrheitslehren zum Ausdruck bringen sollen. Um dieselben zu erfahren und seinem Volke zugänglich zu machen, hat der Buddha in früheren Leben unsägliche Qualen erlitten. Diese werden, nach Jataka-Art, im ersten Kapitel geschildert und schliessen mit je einer der folgenden Strophen ab, die nach der Prosaübersetzung von Schmidt in gebundener Rede wiedergegeben sind. Vāseṭṭho.)

I.

Zum Ende kommt, was da besteht,
Das Hohe stürzt und sinket nieder,
Was fest sich fügt' in Scherben geht,
Gebornes schwindet sterbend wieder.

II.

Was je entstanden, hat nicht Dauer,
Geburt verbindet sich mit Trauer,
Was schwindet, ist kein Ich, kein Mein,
Wo soll ein Ich vorhanden sein?

III.

Gewöhne Dich, zu allem mild zu sein.
Sei nie erzürnt, lass Deiner Güte Schein
Schutzbringend über allen Wesen leuchten;
Des Mitleids Thräne soll Dein Auge feuchten,
Wo du ein Leid siehst. Dort werde Glück
Und Freude stets, in jedem Augenblick.
Und denk: Das bin ich, gleich ist ja die Natur
In dir und anderen, heg' und pfleg' sie nur!
Vollkommene Gedanken wirken still.
Das ist es, was ein Boddhisattva will.

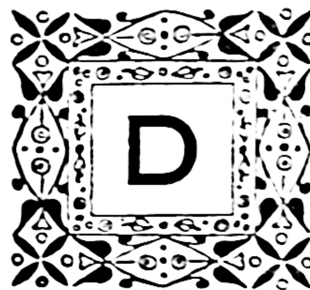
IV.

Des Körpers Will' und Tat halt fest im Zaum,
Verschulde Totschlag, Diebstahl, Unzucht, nicht,
Für die Verleumdung sei bei Dir kein Raum,
Nie Hass und Lüge in die Rede flicht,
Dem Mund entflieh kein törichtes Geschwätz
Den Zorn tritt nieder, eh er dich verletz'
Und neidige Scheelsucht lass zerrinnen still.
Das ist es, was ein Boddhisattva will.

Spätbuddhismus.

Von Julius von Ott.

(Schluss.)



Damit enden die Kommentare, soweit sie sich auf die vier erhabenen Wahrheiten beziehen. Doch werden noch einige Bemerkungen über die Santrāntikas am Platze sein. Wenn Guṇaratna und Maṇibhadra, die nicht Zeitgenossen waren, die vier Wahrheiten nach dem System derselben Schule vortragen, so

hat das seinen Grund offenbar darin, dass die Lehrauffassung dieser Schule als die massgebende, weil auf den Buddha selbst zurückgehende galt. Dies trifft bei den Sautrāntikas auch zu. Ihr Name bedeutet „die das Sutra als Ziel Habenden"; mit dem Sutra ist das Sutrapitaka gemeint. Eine konservativere Schule als eine, die nicht etwa den gesamten Kanon zur Grundlage hat, sondern sich nur auf die Reden des Buddha allein stützt, lässt sich kaum denken. Der Zeitpunkt ihres ersten Auftretens ist nicht genau zu ergründen, da wir es aber mit einer Schule des Sanskritbuddhismus, genauer des Sanskrit-Hīnayāna zu tun haben, dürften wir nicht vor die Übersetzung des Kanons aus dem Pāli ins Sanskrit zurückgehen. Am Konzil von Jālandhara unter Kanishka, in der 2. Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. wurden drei grosse Sanskritkommentare zum Kanon verfasst, somit muss diesem Konzil schon der übersetzte Kanon vorgelegen haben. Im Zusammenhange mit diesem Konzil, etwas später, entstand das Mahāyāna, welches den Kanon verwarf und eigene Mahāyāna-Sutras nebst einer sonstigen umfangreichen Literatur hervorbrachte. Die der alten Lehre Treugebliebenen wurden von den Neueren Çrāvakas, die Lehre des Tripiṭaka, sei es in seiner Originalfassung in Pāli, sei es in der Sanskritübersetzung oder den darauf gegründeten chinesischen usw. Übersetzungen, Hīnayāna genannt. Es ist also durchaus verfehlt, nur den Pālibuddhismus als Hīnayāna zu bezeichnen; vielmehr hat das Hīnayāna fast überall, wenn auch in sehr bescheidenem Umfange dort Fuss gefasst, wo das Mahāyāna herrschend wurde, in Nordindien insbesondere aber scheint schon früh eine Spaltung des Hīnayāna in einen Sanskrit- und einen Pālizweig eingetreten zu sein. Diese beiden Richtungen verloren auch alsbald allen Zusammenhang, was daraus zu ersehen ist, dass

die Ceylonesen nichts vom Konzil des Kanishka wissen. Wohl als eine Reaktion gegen die philosophische Spekulation der Mahāyānisten, die sich zunächst in der Mādhyamikalehre,[30]) einem nihilistischen System konzentrierte, erwuchsen aus dem Sanskrit-Hīnayāna zwei Philosophenschulen, die der Sautrāntikas und die der Vaibhāshikas, welch' letztere auf den drei grossen Kommentaren zum Tripiṭaka, der Vibhāshā beruht. Im übrigen einander sehr nahestehend unterscheiden sich beide Schulen in rein erkenntnistheoretischen Fragen, vor allem in der Frage nach der Realität der Aussenwelt. Während nämlich den Sautrāntikas nur die bewusstseinstranszendenten Aussendinge, die zum rupa-skandha gehören, real sind, weshalb ihr System auch Bāhyārthavāda (Lehre von der Realität der Aussendinge) genannt wird, sprechen die Vaibhāshikas allen Skandhas Realität zu; ihr System wird daher Sarvāstivāda (Lehre von der realen Existenz aller Dinge) genannt.

Der stark ausgeprägte realistische Zug dieser beiden Systeme, die aus dem Hīnayāna hervorgegangen sind, besonders aber die Annahme von Atomen[31]) seitens der Sautrāntikas beweist wie kaum sonst etwas die weite Entfernung zwischen Hīnayāna und irgendwelchen idealistischen Systemen. Zwar hat der Buddha nie ähnliches gelehrt, denn Betrachtungen über die Realität

[30]) Eine vollständige Darstellung des Systems enthält der Kommentar Nāgārjunas zur Mādhyamikakārikā, übersetzt von Walleser: »Die mittlere Lehre«.

[31]) Die Natur dieser Atome ist im übrigen problematisch; da nirgends ihre Materialität ausgesprochen ist, lässt vielleicht die Dīpikā-Stelle: na hi bāhya-vastu-vistaraḥ sautrāntikair āçritaḥ, »denn nicht nehmen die Sautrāntikas eine räumliche Ausdehnung der bewusstseinstranszendenten Dinge an« eine Deutung der Atome)paramāṇu) als ausdehnungslose Energiezentren, Dynamiden zu.

oder Nichtrealität einer problematischen Aussenwelt lehnte Er als nicht zur Wahnerlöschung führend entschieden ab. Jedenfalls aber gab die Behauptung der vier materiellen Elemente den Anlass zu der realistischen Deutung der Lehre durch die Sautrāntikas.

Der Bāhyārthavāda nun, wie er im obigen von Guṇaratna und Maṇibhadra skizziert ist, bildet in dieser Form das Endglied einer mehr als tausendjährigen Entwicklung. Es wird sich darum empfehlen, das bedeutsamste Glied dieser Kette herauszuheben und seinen Inhalt festzustellen.

Entsprechend der noch nicht näher bekannten Apadāna-Sammlung[32]) im Khuddaka-Nikāyo des Pālikanons enthält der nördliche Kanon das Avadānaçataka,[33]) eine allerdings weit kleinere Sammlung alter Legenden. Diese Avadānas nun zeigen vielfach gemeinsame Züge, die darauf hinweisen, dass sie ihre Entstehung den Sautrāntikas verdanken. Als ein Beispiel dieser Literaturgattung des reinsten Sanskrit-Hīnayāna sei hier die Erzählung von Saṃsāra, Avadānaçataka 95 mitgeteilt:

Der Buddha, der Erhabene, geehrt, geachtet und gepriesen von Königen, Fürsten, reichen Bürgern, Gildemeistern und angesehenen Kaufleuten, von Göttern, Schlangengeistern, Halbgöttern, Dämonen, Garuḍas[34]) Kinnaras[35])

[32]) Apadāna ist das 13. Buch des Khuddaka-Nikāyo, nach Feer aus 59 Vaggas zu je 10 Apadānas, Legenden bestehend. 550 dieser Legenden entfallen auf Theras, 40 auf Therīs.

[33]) Das Avadānaçataka enthält 100 Avadānas. Seine Entstehungszeit steht nicht fest, doch wurde es bereits im 3. Jahrh. n. Chr. ins Chinesische übersetzt.

[34]) Eine Klasse göttlicher Vögel; besonders bekannt ist der Garuḍa des Vishṇu, sein Reittier.

[35]) Wesen von halb menschlicher, halb tierischer Gestalt. Wahrscheinlich sind darunter die nicht-arischen Himālayavölker zu verstehen.

und grossen Schlangendämonen und solchermassen von Göttern, Schlangengeistern, Halbgöttern, Dämonen, Garuḍas, Kinnaras und grossen Schlangendämonen geehrt verweilte Er, der als der erhabene Buddha bekannt ist, der Glückselige, der würdig ist der Mönchsgewänder, der Nahrungsmittel, der Ruhestätte und der notwendigen Arzneien mit der Jüngergemeinde zu Çrāvastī im Siegerhaine, im Garten des Anāthapiṇḍada.

In Çrāvastī lebte noch ein anderer Hausvater; reich, im Besitze eines grossen Vermögens und vieler Glücksgüter, war er umgeben von einer weitverzweigten, einflussreichen Familie, Reichtümer wie die Kuberas[36]) hatten sich ihm angesammelt, ja er wetteiferte mit Kubera selbst an Gütern. Aus einem ebenbürtigen Geschlechte führte er sich eine Gattin heim und mit der scherzte er, vergnügte er sich und auf sie war alle seine Sorgfalt gerichtet. Während dessen wurde seine Gemahlin schwanger und nach Verlauf von acht oder neun Monaten gebar sie ein Söhnchen, schön, ansehnlich, freundlich und an allen Körperteilen vollkommen. Eben erst geboren, liess es schon, nachdem es das Haus erblickt hatte, seine Stimme ertönen: »Leiden, Ehrwürdige ist der Saṃsāra, ja höchstes Leiden ist dieser Saṃsāra.« Nachdem bei seiner Geburt das Geburtsfest gefeiert worden war, wurde (auf die Frage), wie das Kind heissen solle, sein Name festgesetzt. Die Verwandten sprachen: »Weil er, kaum geboren, schon ‚der Saṃsāra' rief, so soll der Knabe Saṃsāra heissen.« Der Knabe Saṃsāra wurde nun acht Ammen übergeben, zweien, die ihn auf den Schultern zu tragen hatten, zweien, die ihn säugen sollten, zweien denen seine Reinhaltung oblag und zweien, als seinen Spielgefährtinnen; und

[36]) Der hinduistische Gott des Reichtums.

von diesen acht Ammen getragen und mit süsser und saurer Milch, mit frischer, zerlassener Butter und mit heissem Butterschaum ernährt und unter Anwendung mannigfacher anderer recht warmer Hilfsmittel wuchs er schnell heran wie ein Lotus im See.

Nachdem der Knabe Saṃsāra im Laufe der Zeit gross geworden war, da lehrte er auf Grund seiner Erinnerung an frühere Daseinsformen die Menge des Volkes das Gesetz: «Möget ihr niemals, Ehrwürdige, gegen Personen, die Achtung verdienen oder die Stellung achtungswürdiger Personen einnehmen, niemals gegen Vater und Mutter, Lehrer und Unterweiser auch nur ein hartes Wort ausstossen; denn ein Leiden ist dieser Saṃsāra.»

Als er später einmal hierhin und dorthin umherschweifend nach dem Siegerhaine kam, da sah er den Buddha, den Erhabenen, geschmückt mit den zweiunddreissig Zeichen des grossen Mannes und den achtzig sekundären Merkmalen, wohlbeherrschten Körpers, hell strahlend wie der Himmel, an Glanz tausend Sonnen übertreffend wie ein lebendiger Berg von Edelsteinen, den nach allen Seiten Gütigen. Und da er in der Nähe des Erhabenen verweilte, ward sein Gemüt durch diesen gewaltigen Anblick besänftigt. Nachdem sein Geist ungetrübte Ruhe erlangt hatte, bezeugte er dem Erhabenen fussfällig seine Verehrung und liess sich, das Gesetz anzuhören vor ihm nieder. Ihm nun hielt der Erhabene eine Predigt über das Fassen einer Abneigung gegen den Saṃsāra, durch das Anhören derselben gewann der junge Saṃsāra Einsicht in die Minderwertigkeit des Weltgetriebes und nachdem ihn Vater und Mutter entlassen hatten, zog er, vom Erhabenen dazu aufgefordert, in die Heimatlosigkeit hinaus.

Recht gerichtet, eifrig strebend und unermüdlich

kämpfend erkannte er das fünfteilige[37]) Weltrad als in unausgesetzter Bewegung begriffen und indem er sich von den Bahnen der Gestaltungen wegen ihres Wesens, das doch nur in Trennung, zu Fall kommen und selbst wieder Bewirken von Veränderung und Vernichtung besteht, abwandte, gewann er durch Aufgeben aller Leidenschaften die Schauung des Zustandes eines Arahant. So Arahant geworden war er frei von den Leidenschaften der drei Welten, als ein Erdkloss galt ihm nunmehr Gold, der weite Weltraum war ihm so klein wie eine Handfläche und in seinem Verhalten gegen Feinde glich er dem Sandelholzbaume, wenn er von der Axt getroffen wird.[38]) Mittels seiner Einsicht durchbrach er die Schale des Welteies, erlangte das (erlösende) Wissen, die überweltlichen Fähigkeiten und genaues Verständnis der Lehre im Einzelnen[39]) und dem Welthange, der Gier und dem Verlangen nach Ehrenerweisung abgeneigt war er nun selbst für Indra und die unter ihm stehenden Götter ein Ehrwürdiger, ehrfürchtiger Begrüssung Würdiger geworden. Nachdem er so den Zustand der Arhats erlangt hatte, lehrte er die Mönche das Gesetz: ‚Möget ihr niemals, Ehrwürdige, gegen Personen, die Achtung verdienen oder die Stellung achtungswürdiger Personen einnehmen, niemals gegen Vater und Mutter, Lehrer und Unterweiser auch nur ein hartes Wort ausstossen; denn Leiden ist dieser Saṃsāra, ja höchstes Leiden ist dieser Saṃsāra.‘[40])

---

[38]) vāsī-candana-kalpa. vgl. Fritze, Indische Sprüche N 321; in Reclams Univ. Bibl.

[37]) Mit Bezug auf die fünf Skandhas.

[39] vidyā, abhijñā und pratisaṃvid. Über den letzteren Terminus vgl. Nyāṇatilokas Einerbuch des Ang. Nik. die diesbezügliche Anmerkung.

[40]) Hier scheint ein Teil ausgefallen zu sein.

Zweifelerfüllt fragten die Mönche den Löser aller Zweifel, den höchst erhabenen Buddha: ‚Welche Taten, Meister, hat Saṃsāra begangen, welches Karma sich angehäuft, auf Grund dessen er durch fünfhundert Geburten als faule Leiche den Mutterleib verliess und jetzt, nachdem er in die Heimatlosigkeit gezogen war, die Schauung des Arhatzustandes erlangte?‘ Der Erhabene sprach: »In früheren, anderen Existenzen, ihr Mönche, hat Saṃsāra Taten begangen, aufgehäuft, zusammengebracht, die aus offenbaren Gründen entsprungen einer Flut gleich herangekommen notwendig so erfolgen mussten. Wer anderer würde wohl je die Taten, die von Saṃsāra begangen und aufgespeichert wurden, durchleiden?

Nicht gelangen, ihr Mönche, die begangenen, aufgespeicherten Handlungen im transzendenten Erdelement, nicht im Wasserelement, nicht im Feuerelement, auch nicht im Luftelement zur Reife, wohl aber zeitigen die begangenen Taten, gute und böse, in der Gesamtheit der aufgenommenen Skandhas und Sinnesgebiete ihre Folgen.

Nicht schwinden fürwahr die Taten der sterblichen
Wesen, auch nicht in tausend Millionen von Jahren;
denn, sind sie zur Reife gelangt und naht ihre Zeit,
dann bringen sie Früchte.

Früher einmal, ihr Mönche, in längst vergangener Zeit, erschien während dieses Bhadrakalpas,[41]) das zwanzigtausend Jahre währt, der höchstvollendete Buddha Kaçyapa unter den Menschen, der im Wissen und Wandel

[41]) Der Zeitraum von einem Weltuntergange zum andern, der von verschiedener Dauer sein kann, wird ein Kalpa genannt. Während vieler dieser Kalpas erscheint kein Buddha in der Welt, in andern einer, zwei, drei, vier oder höchstens fünf; im letzteren Falle ist das Kalpa ein ‚glückliches‘, ein Bhadra-kalpa und ein solches ist das gegenwärtige.

Vollkommene, der Glückselige, der Kenner der Welt, der unvergleichliche Bezähmer und Lenker der Menschheit, der Lehrer der Götter und Menschen, der Erwachte, der Erhabene.[42]) Der war nun zur Stadt Benares gezogen und verweilte im Wildparke Ṛshipatana. In der Stadt Benares war der Sohn eines Gildemeisters von einem älteren Mönche in die Brüderschaft aufgenommen worden. Jener ältere Mönch war ein Arhant, aller Leidenschaft ledig. Als dort einmal gerade der Mondwechsel[43]) unmittelbar bevorstand, da forderte der jüngere Mönch den Ehrwürdigen auf: »Komm, lass uns zusammen in das naheliegende Dorf gehen!« Der ältere Mönch erwiderte: »Nicht jetzt, mein Lieber. Morgen früh magst du gehen, bis dahin aber wache bei heilbringenden Gedanken.« Und ein zweites und ein drittes Mal forderte der jüngere Mönch den Ehrwürdigen auf: »Komm, lass uns in das naheliegende Dorf gehen!« Und ein zweites und ein drittes Mal sprach der ältere Mönch: »Nicht jetzt, mein Lieber. Morgen früh magst du gehen, bis dahin aber wache bei heilbringenden Gedanken.« Da stiess jener jüngere Mönch, der von heftigem Verlangen nach Speise ergriffen war, eine schreckliche Verwünschung aus: »Durch fünfhundert Geburten sollst du nicht lebend den Mutterleib verlassen noch dir dabei bewusst sein: «Als der und der wurde ich jetzt geboren!»

Der Erhabene sprach: Möchtet ihr es glauben,

---

[42]) Der vorstehende Satz ist die wörtliche Übersetzung der bekannten Pāliformel «Iti 'pi so bhagavā . . .» hier auf den Buddha Kaçyapa angewandt.

[43]) Es war ein Uposatha-Tag; diese waren die Tage des Voll- und Neumonds, des ersten und letzten Mondviertels. Am Abend dieser Tage fand die Beichtfeier statt, bei der, von triftigen Entschuldigungsgründen abgesehen, kein Mönch fehlen durfte.

ihr Mönche? Der zu jener Zeit, in jenem Augenblicke der junge Mönch war, der ist dieser Saṃsāra. Weil er in Gegenwart eines Heiligen sein Gemüt zum Zorn fortreissen liess und eine schreckliche Verwünschung ausstiess, verliess er infolge des Fruchtertrages dieser Tat durch fünfhundert Geburten als eine faule Leiche den Mutterleib. Nach Verlauf dieser fünfhundert Geburten erlangte er jetzt wieder menschliche Gestalt. Und da er sich an das Erlebte erinnerte, sprach er es aus: ‹Ein Leiden ist der Saṃsāra, ja höchstes Leiden ist der Saṁsāra.› Von Reue ergriffen verkündete er da den Hinübergang jenes älteren Mönches (zum andern Ufer-Nirvāṇa) und in Enthaltsamkeit verweilend, wachsam erlangte er da die Schauung des Arhantzustandes.

So bringen, ihr Mönche, durchaus dunkle[44]) Handlungen ganz finsteren Fruchtertrag hervor, bringen durchaus lichte[44]) Handlungen ganz hellen Fruchtertrag hervor, bringen gemischte Handlungen gemischten Fruchtertrag hervor. Darum, ihr Mönche, sind durchaus dunkle und gemischte Handlungen zu unterlassen, an durchaus lichten Taten aber soll man Freude zu finden trachten; so habt ihr Mönche es zu verstehen.

Also sprach der Erhabene und hingerissenen Herzens freuten sich die Mönche über die Rede des Erhabenen.

Der für unseren Gegenstand bedeutsame Passus ist der mit ‹Nicht gelangen, ihr Mönche, . . .› eingeleitete. Diese Stelle beweist nämlich einerseits, dass die Erzählung ein Produkt der Sautrāntikas ist. Nie hätte der Buddha in eine Belehrung von moralischer Tendenz eine Erörterung von lediglich theoretischem Interesse aufgenommen; insbesondere hätte Ihm die

---

[44]) Natürlich moralisch zu verstehen.

Hereinziehung des erkenntnistheoretischen Begriffes des Transzendenten (bāhya) ferngelegen. Die Hervorkehrung der erkenntnistheoretischen Seite weist ganz deutlich auf die Sautrāntikas hin. Die vier transzendenten Elemente sind die bekannten primären Eigenschaften oder Grundsubstanzen, an die jedes wie immer geartete körperliche Dasein gebunden ist.

Anderseits zeigt uns gerade diese Stelle den engen Anschluss an die persönliche Lehre des Erhabenen mit den Worten ». . . in den aufgenommenen Skandhas . . .«. Von den aufgenommenen Skandhas nämlich spricht ausführlich das Sutta von der Bürde[45]), Saṃyutta-Nik. XXII, 22,1.: ». . . Und was, ihr Jünger, ist die Bürde? Es sind die fünf Gruppen des Haftens. Welche fünf? Die Gruppe des Haftens an der Form, . . . an den Gefühlen, . . . an den Wahrnehmungen, . . . an den Gestaltungen, . . . am Bewusstsein. Diese, ihr Jünger, nennt man die Bürde . . . . Und was, ihr Jünger, ist das Aufsichnehmen der Bürde? Es ist jene zu neuer Geburt führende, in Lust und Leidenschaft sich verstrickende Sucht, die bald hier bald dort sich ergötzt, nämlich die sinnliche Begehrsucht, die Sucht nach Dasein, die Sucht nach Entfaltung. Diese, ihr Jünger, nennt man das Aufsichnehmen der Bürde . . .«. Die auf diese Weise aufgenommenen Skandhas sind die 24 sekundären Merkmale des rūpaskandha und die vier das nāma konstituierenden Skandhas: Vedanā, saṃjñā, saṃskāra und vijñāna.

Wir haben im Vorstehenden einen der bedeutendsten Zweige des Hīnayāna in seiner Entwicklung verfolgt, bedeutend sowohl durch sein Zurückgehen auf die

[45]) Eine vollständige Übersetzung dieses Sutta Bddh. Welt III. Jahrg. Heft 6. Eine ausführliche Analyse Walleser, die philosoph. Grundlage des älteren Buddh. S. 77 ff.

ursprüngliche, unverfälschte Lehre des Buddha als auch durch seine beherrschende Stellung selbst noch zur Zeit des Niederganges des Buddhismus. Die Aufnahme eines neuen Gesichtspunktes, des erkenntnistheoretischen, hat den allgemeinen Charakter der auf das Praktische gerichteten, zur Aufhebung des Leidens führenden Lehre nicht beeinträchtigt.

Die Wahrheit ist eine und dieselbe für alle Zeiten. Die Geschichte vermag nicht die Wahrheit zu «entwickeln», sie schafft auch nicht neue Wahrheit. Wohl aber bringt die Geschichte mit einer Lehre untrennbar verbundene, aber unentfaltete Gedankenkomplexe zur Entfaltung und zieht Konsequenzen. So stellen die realistischen Systeme des Spätbuddhismus die historischen Konsequenzen der Buddhalehre dar und widerlegen durch ihr Dasein die Behauptung, der Buddhismus sei eine idealistische Lehre.

Subhā, des Goldschmidts Tochter.

Therīgāthā, Zwanziger Bruchstück.

Freie Nachdichtung von **Walter Markgraf.**

Als junge Maid, im hellen Mädchenkleide
Vernahm ich einst des Meisters hohes Wort,
Voll Ernst vernahm die Lehre ich vom Leide
Und nahm die hehre Wahrheit mir zum Hort.

Und wie ich so des Meisters Wort vernommen,
Fasst mich ein tiefer Ekel vor der Welt,
Aus Lust und Liebe zu mir selbst gekommen,
Ward alle Leibeslust mir jäh vergällt.

Verlassen hab ich, die mich halten wollten,
Die Eltern, Freunde, meine Dienerschar,
Ob auch die Lieben zitterten und grollten,
Des Meisters Wort war mir vor allem klar.

Was soll der Felder blütenreiche Weite?
Was soll der Glanz, der gar so lieblich scheint?
Mein reiches Erbe liess ich gern beiseite
Und lebte mit der Wahrheit treu vereint.

So zog ich fort, von Zuversicht bewogen,
Versehen mit der Satzung reinem Sinn,
Und bin ich damals aus der Welt gezogen,
Heut lockt kein Glanz und keine Macht mich hin.

Aus Gold und Silber keimt euch keine Ruhe,
Ihr wendet nicht, ihr Lieben, meinen Sinn,
Kehrt ihr nur heim zu Haus und Silbertruhe,
Und mich, ihr Lieben, lasst nur, wo ich bin.

Asketen taugt nicht euer wertlos Eigen,
Der Reinen Reichtum ist von andrer Art
Der kann sich nicht zu Gold und Silber neigen
Der seine Wahrheit treu in sich verwahrt

Denn Gold umstrickt mit heftigem Verlangen,
Macht müd und matt und ist doch nichts als Staub,
Es zeugt Verderben, schafft uns Pein und Bangen
Und wird gar eilig des Verfalles Raub.

Um Gold beschmutzen Menschen ihre Sinne,
Ereifern sich um wertlos irdisch Gut,
Und jeder ringt, wie er dies Gut gewinne,
Und alle kämpfen voller Wahn und Glut.

Was meinet ihr, was er damit gewinnet?
Doch nichts als Leiden, Kerker, Qual und Not.
Wer immer auf Genüsse geifernd sinnet,
Erreicht am Ende doch nichts als den Tod.

Durch emsig Locken wollt ihr mich bewegen,
Die ihr noch lebt in Lust und Leidenswill',
Doch mag ich nimmer meine Hände regen
Um weltlich Wohl, und bleibe wo ich will.

Ihr könnet Wahnverlöschung nicht erreichen
Um Geld und Gut; sie ist dafür nicht feil,
Wo Lust euch winkt, wird eure Freiheit weichen,
Wie Mörder morden, — wird sie euer Teil.

Was lockt ihr mich mit freundlichen Gebärden,
Mit Worten, süss und voller liebem Klang,
Seht die Asketin ferne von Beschwerden,
Gekleidet fahl, geschickt zum Freiheitsgang.

Nur Bettelbrocken, elend letzte Reste,
Geflickt Gewand, nichts als das fahle Kleid
Erscheinet in der Welt mir als das Beste.
So haltens alle Büsser weit und breit.

Der Meister hat so Lieb' als Lust gemieden,
Selbst Götterlust muss endlich auch vergehn,
Allein die Weisen, treu und abgeschieden,
Die können unerfassbar stille stehn.

Nicht will ich feilen Lüsten mich bequemen,
Die rettungslos uns ins Verderben ziehn,
Wie Mörder morden, — Lust muss lähmen,
Wie heisse Flammen muss sie lohn und glühn.

Verderben bringt die Lust, bringt Qual und Grausen,
Gefahr und Jammer, Ängste und Verdruss,
Lasst ihr die Gier im schwachen Geiste hausen,
Ist's offenbar, das sie euch fällen muss.

Und grimmig fasst sie, bringt auch nichts als Qualen,
Fängt euch in Fallen, jagt euch hin und her,
Mag auch der Tor sein Glück in Lüsten malen,
Der Weise trotzt, und folgt euch nimmermehr.

Im Sumpfe müssen viele fast versinken,
Die elend sind, die Wahrheit nicht erkannt',
Und sehen nicht die Ruhestätte winken,
Wo Grab, Geburt und Leiden unbekannt.

Auf übler Fährte wandern arme Wesen,
Von Lust umstrickt, den Höllenweg hinab,
Und fördern Werk, das besser nicht gewesen,
Und erben nichts als Frucht — als Tod und Grab.

Wo Lust ist, lodern Kummer und Verderben,
Wo Liebe keimt, besudelt sie das Herz; —
Ihr könnet nichts als bittre Qualen erben,
Nichts anderes als Qualen, Leid und Schmerz.

Es reizt die Lust zum blinden, tollen Ringen,
Sie martert euch, zerreisst euch Stück um Stück,
Gar schlau legt euch der Tod die festen Schlingen,
Und ködert euch mit Lust und Liebesglück.

Unendlich ist die Qual in Lust und Gieren,
Von Jammer voll, gefüllt mit Gift und Not,
In Zorn und Zanken müsst ihr euch verlieren,
Und euer besser Teil erkürt den Tod.

Ich hab's gesehn, ich kenne eure Leiden,
Bin ausgeglüht, erloschen ganz und gar,
Will nichts als neues Unheil weise meiden,
Und ruhig leben, heiter, still und klar.

Auf rechter Fährte eile ich zum Ende,
Auf Siegerfährte, achtfach eingeteilt,
Und keiner Lust reich' ich die reinen Hände,
Bin froh des Sieg's, der alle Qualen heilt.

Ja, schaut mich an, des Goldschmidts reine Tochter,
Entronnen, klar gesinnet, unversehrt,
Jetzt weil ich als des hehren Meisters Tochter
Im stillen Wald, mit starker Kraft bewehrt.

Acht Tage weil ich erst, ward heil am achten, —
Uppalavaṇṇā riet mir recht und gut,
Oh möget ihr auch rechten Rat beachten,
Der euch das Echte bringt, das ew'ge Gut.

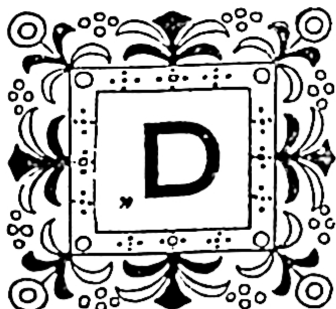
Aus Zuversicht wohl hab ich aufgegeben,
Gerettet hab ich mich aus Schmerz und Not,
Und habe frei besiegt im rechten Leben
Das Leben selbst und seinen Herrn, den Tod.

Geht, geht, — ich folge nicht, bin frei, genesen,
Als Nonne heil gereift, für ewig rein,
Zu Tod und Jammer eilen wohl die Wesen:
Zum letzten Tode nur geh ich allein.

Und Sakko selbst, der Herr der Götter, hörte
Der Nonne Rede an, so hehr und rein,
Und grüsste sie, die nicht ihr Herz betörte:
Subhā, des reichen Goldschmidts Töchterlein.

Buddhismus und Alkohol.

Ein Vortrag von **Bhikkhu Sīlācāra**, Rangoon.
Übersetzt von Alfred Eichelberger.



er Laienanhänger, der es mit der Lehre ernst meint, wird sich nicht dem Trunke ergeben. Er wird niemals jemanden auffordern, zu trinken, noch wird er es billigen, wenn ein anderer trinkt, da er weiss, dass es alles schlecht endet. Dafür, dass törichte Menschen sich dem Trunke ergeben, verfallen sie auf dumme Gedanken und verleiten andere zum Trinken. Die Menschen sollten die Brutstätte alles Übels, diesen Unsinn, diese Narrheit meiden, an der nur ein Narr Gefallen finden kann." Dhammika-Sutta.

Die Lehre des Buddha hat besonders einen wertvollen Zug, den auch die schärfste Kritik schwerlich wird leugnen können, und das ist seine durchaus verständige Natur, sein einfacher, schlichter Aufruf an den gesunden Menschenverstand. In einer Welt, in der man allgemein dazu neigt, Religionssachen als notwendigerweise mit der Vernunft unvereinbar zu halten, steht seine Lehre vorzüglich als eine Religion da, die auf nichts anderem als auf Vernunft begründet ist, die nur verständiges Suchen von ihren Anhängern fordert, um dadurch zu erreichen, dass sie von jedem ehrlich und unbefangen Suchenden angenommen wird.

Jener verständige und vernünftige Zug, der in der Lehre Buddhas so hervortritt, findet vielleicht nirgends bessere Erklärung durch Beispiele als in den Vorschriften, die für die Lebensführung des Laienanhängers bestehen. Hier gibt es keine Vorschriften, eine entfernte Gottheit oder Gottheiten zu verehren, die vielleicht durch die Verehrung ihrer Anhänger zufriedengestellt werden müssen. Nein, an ihrer Stelle haben wir fünf einfache

und schlichte, das tägliche Leben betreffende Empfehlungen, deren Vorteile, wenn sie von dem Individuum oder der Gesamtheit befolgt werden, jedem sehenden Auge ohne weitere Erklärung offenbar sind — Empfehlungen, deren gute, sich aus ihnen ergebende Resultate sich früher oder später unbedingt zeigen müssen, und deren weitere Wirkungen in der unbekannten Zukunft sich nur als durchaus angemessen und unstreitig ausgezeichnet erweisen können. Das Individuum oder die Gesamtheit der Individuen, die sich gegen diese fünf Vorschriften des rechten Lebenswandels nicht vergehen, — — die sich des Tötens, Stehlens, der Unzucht, der Lüge und des Trinkens berauschender Getränke enthalten, werden durch diese Tat ohne weitere Umstände leuchtende Beispiele für die ganze Welt.

Von diesen fünf Regeln des rechten Lebenswandels muss diejenige, die bei der Aufzählung an letzer Stelle kommt, doch hinsichlich ihrer Wichtigkeit die erste Stelle in Anspruch nehmen, wenn wir die weitgehenden Folgen, die sich aus ihrer Befolgung oder Nichtbefolgung ergeben, in Rechnung ziehen. Denn während die, welche aus blinder Selbstsucht oder der durch die Gelegenheit gegebenen Veranlassung, oder unter dem Einfluss eines schnellen und plötzlichen Impulses eine der ersten vier Vorschriften übertreten und sich bei dieser Gelegenheit als schlechte Menschen und schlechte Bürger der Gemeinde, zu der sie gehören, erweisen, wird der Mensch, der sich gegen diese fünfte Vorschrift vergeht, eine beständige Gefahr für sich und die Gesellschaft, da er beständig dazu neigt, sich gegen irgend eine der ersten vier Vorschriften bei dem geringsten auf ihn ausgeübten Reiz zu vergehen. Er wird ein leichtsinnig, unüberlegt und ohne zu denken handelndes Wesen, bereit, jede Schandtat zu begehen, ohne die

Folgen für sich und andere zu bedenken, wie schon in den Worten, in die die fünfte Vorschrift des Buddha gekleidet ist, angedeutet wird. Ihr alle wisst, wie diese Worte lauten, doch will ich sie euch wiederholen, um euch an das zu erinnern, was ihr mehr als einmal seit eurer Kindheit im Beisein der Vertreter eurer Religion als Lebensregel zu befolgen gelobt habt. „Surā meraya majja pamādatthānāveramani sikkhāpadam samādhiyāmi." Oder frei ins Deutsche übersetzt: „Ich gelobe die Vorschrift zu befolgen, welche Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken verlangt, der Ursache der Unachtsamkeit."

In diesen letzten Worten haben wir den wahren Kern bezeichnet von allem, was vom buddhistischen Standpunkt gegen das Trinken von berauschenden Getränken einzuwenden ist, — — es verursacht das Gegenteil von Sati, der Achtsamkeit. Die schwerwiegende, in der Neuzeit gegen den Alkohol erhobene Anklage — — eine Anklage, die mit jeder neuen Kenntnis von der Art seiner Wirkung auf den menschlichen Körper verstärkten Nachdruck erhält — — kommt immer zu demselben Resultat, dass nämlich der Mensch, dessen Körper auch nur kleine Mengen Alkohol eingeflösst worden sind, in dem Masse, wie das geschehen ist, des vollständigen Besitzes seiner gewöhnlichen Fähigkeiten, des Nachdenkens, der Überlegung und des Erkennens, beraubt ist; er verliert die Herrschaft über sich selbst, — — verliert jene verständige Aufsicht über seine Handlungen, derzufolge er allein ein vernunftbegabtes Wesen genannt wird. Die Coercition, die Kraft, die verhindert, dass er nur gewissen Reizen entsprechend handelt, ist ausser Tätigkeit gesetzt, jener Fähigkeit beraubt, einzugreifen, die sie bei dem Menschen hat, dessen Körper frei von dem verderblichen Gift ist.

Eine einfache Erklärung durch Beispiele wird uns zeigen, was unter Coercition zu verstehen ist. Stellen wir uns einmal vor, wir nehmen ein kleines Kind, das noch nicht gelernt hat, sich aufrecht zu erhalten, und stellen es auf seine Füsse; es zittert und wankt, legt sich bedenklich nach einer Seite hinüber, aber bringt sich durch verzweifeltes Hin- und Herbewegen wieder in aufrechte Lage, um nur zu finden, dass es nahe dabei ist, nach der andern Seite hin zu fallen. Es blickt sich wild nach etwas um, an dem es Halt fassen kann, und sucht deine Hand grade zur rechten Zeit zu erfassen, um sich vom Fall auf jenen schrecklichen Fussboden zu retten, der es fortwährend mit so verhängnisvoller Kraft zu sich hinunterzuziehen versucht. Wenn sich dagegen eine erwachsene Person von einem Sitz oder aus irgend einer anderen Lage auf ihre Füsse erhebt, macht sie nie so tragische Anstrengungen, um sich aufrecht zu erhalten. Sie bleibt ruhig auf ihren Füssen, ohne dass es ihr überhaupt eine Anstrengung zu verursachen scheint. Warum ist das der Fall? Etwa weil die Schwerkraft auf sie keinen Einfluss hat wie bei dem Kinde? Zieht etwa die Erde ihren Körper nicht in demselben Masse an wie den des Kindes? Keineswegs. Die Anziehungskraft der Erde ist in beiden Fällen dieselbe, aber die erwachsene Person hat in sich durch lange Übung gewisse Nervenzentren entwickelt, die sofort die entsprechende Gruppe von Muskeln in Tätigkeit setzen, die dem Körper grade das richtige Übergewicht nach rechts erteilen, um ihn in aufrechter Lage zu erhalten, in dem Augenblick, wo er die geringste Neigung zeigt, nach links zu fallen. Und dieses Spiel und Gegenspiel der Schwerkraft und der sich ihr entgegensetzenden Muskelkraft ist die ganze Zeit in Tätigkeit, in der ein Mensch auf seinen Füssen steht, —

da jede Neigung nach irgend einer Richtung hin zu fallen sofort durch die Arbeit der entsprechenden, sich ihr entgegensetzenden Muskelkräfte gehemmt wird.

Aber was geschieht, wenn ein Mensch Alkohol zu sich nimmt? Diese schöne, fast automatische Rückwirkung der Nerven und der durch sie kontrollierten Muskeln, die das Gleichgewicht aufrecht erhält, ist gestört und aus dem Gleise gebracht. Diese fehlerfreie und vollkommene Beziehung zwischen dem Wahrnehmen der Gefahr des Fallens und dem in Tätigkeit Setzen der notwendigen Bewegungen, die es verhindern sollen, besteht nicht mehr. Der erwachsene Mensch ist wieder wie ein kleines Kind geworden, das nie stehen gelernt hat: alles, was frühere Erfahrung ihn von jener Kunst gelehrt hat, ist ausgelöscht, er wankt und taumelt und fällt schliesslich hilflos zu Boden. Folgendes Beispiel mag den Unterschied zwischen einem Wilden und einem zivilisierten Menschen erläutern, der durch lange Übung die Kraft der Selbstbeherrschung entwikelt hat. Stellen wir uns einmal vor, dass an einem heissen Nachmittage ein zivilisirter Mensch und ein Wilder, die beide stundenlang der glühenden Sonne ausgesetzt waren, vor Durst halb verschmachtet, und von dem brennenden Wunsche nach etwas beseelt, womit sie ihre trockenen Lippen und ihre Kehle anfeuchten können, dieses Zimmer betreten und die Wasserflasche hier vor mir auf dem Tisch erblicken. Ohne einen Augenblick zu zögern würde der Wilde vorwärts stürzen, die Flasche ergreifen und den Inhalt mit einem Schluck hinunterstürzen. — Der zivilisierte Mensch würde sich dagegen ganz anders betragen. Er würde sich zwar nicht weniger danach sehnen, das erfrischende Wasser an seine Lippen zu bringen als der Wilde, aber in seinem Geiste würden ganz automatisch

etwa folgende Gedankenreihen vorüberziehen: „Da ist etwas Wasser. Ich möchte sehr gern Wasser, aber das Wasser gehört nicht mir. Es gehört jemandem. Vielleicht wünscht er es selbst zu trinken. Deshalb muss ich seine Erlaubnis erhalten, bevor ich es nehme.“ Und so wird der zivilisierte Mensch, anstatt sich ungestüm auf die kostbare Flüssigkeit zu stürzen in der Absicht sie zu trinken, grade weil er ein zivilisierter Mensch ist und nicht ein Wilder, still stehen bleiben und fragen, ob man ihm das Wasser geben will, da er sehr durstig sei; und wenn man es ihm überlassen hat, wird er es nicht vergessen, dem gütigen Spender für seine Freundlichkeit zu danken. Sogar in der äussersten Not befolgt er die zweite Vorschrift, die verbietet, etwas zu nehmen, was einem nicht gegeben worden ist.

Aber was für eine unerfreuliche Veränderung tritt dann ein, wenn so ein zivilisierter Mensch seinen Geist mit Alkohol vergiftet! Er, der früher jedem Naturtrieb hindernd entgegengetreten ist, lässt jetzt solchen Trieben ungehindert freien Lauf. Jeder Antrieb zu handeln, der von einem äusseren Eindruck herrührt, wird sogleich durch jene Handlung beantwortet, ohne irgend welche Rücksicht auf ihre möglichen oder wahrscheinlichen schlechten Folgen in der Gegenwart oder in der Zukunft. Der Vernunft, der Überlegung, dem Denken wird keine Gelegenheit geboten, ihre Stimmen zu erheben, so schnell folgt die Tat auf den ausgeübten Reiz. Alle langsam und mühsam durch Vererbung, Übung, Erziehung und Religion erlangten Ergebnisse sind verschwunden, als wenn sie niemals dagewesen wären, und der Mensch ist bei allen seinen Zielen und Aufgaben nicht mehr ein zivilisierter Mensch, sondern er ist ein Wilder geworden, dessen einziger herrschender Beweggrund zum Handeln einzig und allein sein Ver-

langen ist. In einem solchen Zustand antwortet der Mensch auf ärgerliche Worte mit noch ärgerlicheren Worten: begegnet heftigen Schlägen mit noch heftigeren; und so wird Mord und Totschlag von Menschen begangen, die in ihren nüchternen Stunden zu so etwas gänzlich unfähig wären; und ein ganzes, der Busse geweihtes Leben ist nachher nicht lang genug, um das Übel gut zu machen, das in einem Augenblick der Unachtsamkeit und Unzurechnungsfähigkeit unter dem Einfluss des unheilvollen Giftes vollbracht worden ist. Die alten Griechen erzählten sich eine Fabel von einer Zauberin, die den Männern aus einem Becher zu trinken gab, wodurch sie die Gestalt und die Gewohnheiten von Schweinen annahmen. Sicherlich war der Becher der Circe mit Alkohol gefüllt; denn in jenem bezauberten Gift liegt eine schreckliche Macht, den Besten und Mutigsten dazu zu bringen, sich wie das unflätigste Schwein zu wälzen, wie der listige Fuchs zu stehlen und wie der wildeste und blutgierigste Tiger zu rauben und zu morden.

Unter den Jātaka-Erzählungen findet man mehr als ein Beispiel für diese schreckliche Macht, die berauschende Getränke besitzen, zivilisierte Menschen in Wilde und Tiere zu verwandeln. So z. B. die Geschichte von Chattapāni, dem Hofjuwelier.

Der König von Benares befahl einst, dass ein Mensch vor ihn geführt würde, der die vier schönsten Tugenden besitze — der nämlich niemals eifersüchtig wäre, niemals berauschende Getränke tränke, niemals von glühender Begierde überwältigt würde, und niemals in heftigen Zorn geriete. Nach einigem Nachforschen wurde Chattapāni, der Hofjuwelier, dem Könige vorgestellt. Der König fragte ihn, wie es ihm gelungen sei, alle vier Tugenden zu erlangen. Auf die

Frage, wodurch es ihm gelungen sei, sich des Trinkens berauschender Getränke zu entnalten, erzählte Chattapāni seine traurige und schreckliche Geschichte.

„Einst, o König," sagte er, „war auch ich ein König, mein Name war Kitavāsa, und ich liebte berauschende Getränke und Fleischmahlzeiten über alles. Nun bestand aber die Vorordnung, dass am Sabbat kein Tier in meiner Stadt getötet werden sollte; und deshalb musste der Koch in meiner Küche die ganze Fleischmahlzeit für mein Sabbat-Mittagbrot am Tage vorher zubereiten. Aber einmal wollte es der Zufall, dass der Braten nicht gehörig bewacht wurde, so dass die Hunde den Weg zu ihm fanden uud ihn ganz verzehrten. Da kam der Koch in seiner Angst zu meiner Königin und erzählte ihr, dass die Hunde die ganze Mahlzeit, die für den König bestimmt war, aufgefressen hätten und frug sie, was er tun sollte. „Sei nicht betrübt", sagte die Königin. „Der König liebt meinen kleinen Sohn sehr. Ich will ihn anziehen und ihn in des Königs Arme legen; und wenn ich das getan haben werde, wirst du das Mittagbrot hinein bringen und es auf den Tisch setzen, und der König wird das Fehlen nicht bemerken." Und wie es die Königin ihm geraten hatte, tat es der Koch. Aber ich war trunken von vielem Wein, und da ich sah, dass mir kein Fleischgericht vorgesetzt worden war, erkundigte ich mich nach dem Grunde. Sie erzählten mir, dass die Hunde das Zubereitete aufgefressen hätten und dass, weil es Sabbat war, nichts mehr zu bekommen gewesen wäre. „Was", schrie ich, „du kannst nichts mehr für die Mahlzeit des Königs bekommen? Da! Da ist Fleisch! Das koch!" Und in meiner trunkenen Wut würgte ich den Hals meines kleinen Sohnes und schleuderte den kleinen Körper dem Koch ins Gesicht. Und der Koch ging und

tat, wie ihm geheissen worden war, da keiner aus Furcht vor mir zu klagen oder ein Wort des Widerspruches zu äussern wagte: und ich ass von dem Körper meines eigenen Sohnes. Aber als der nächste Tag gekommen war, und ich meine Trunkenheit ausgeschlafen hatte, forderte ich, dass mein Sohn zu mir gebracht werden sollte, um mit mir zu spielen und zu scherzen. Und sie erzählten mir, dass mein Sohn tot wäre, dass ich ihn getötet und von seinem Fleisch gegesen hätte. Da, o König, wurde ich von Sorge überwältigt, und ich gelobte, niemals mehr in meinen zukünftigen Leben alkoholische Getränke über meine Lippen zu bringen, damit ich einmal zur Erleuchtung käme; und jenen Entschluss habe ich bis jetzt gehalten.

Eine andere Geschichte aus der Jātaka-Sammlung, die mit der gleichen lebendigen Kraft die verderblichen Wirkungen berauschender Getränke schildert, ist die Geschichte von dem Ältesten Sāgata.

Einmal kam der Buddha im Laufe seiner beständigen Reisen in die Nachbarschaft eines Ortes, namens Mango Ford, wo — wie die Einwohner des Ortes dem Erhabenen warnend erzählten — eine grosse und schreckliche Schlange ihren Schlupfwinkel hatte, die ihm, wenn er an jenem Ort vorüber ging, leicht ein Leid zufügen konnte. Aber der Buddha hatte als Diener einen Ältesten, namens Sāgata, der übernatürliche Kräfte besass: und als dieser Sāgata hörte, dass eine gefährliche Schlange an dem Mango Ford ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, ging er dorthin und setzte sich auf einen Laubhaufen, um abzuwarten, was sich zunächst ereignen würde. Sehr bald erschien die Schlange und versuchte ihre Zauberkünste, um Sāgata zu besiegen. Aber Sāgata war zu stark für sie, und schliesslich überwältigte er sie nach einem Kampfe und zähmte sie. Hierauf

lief jeder, als der Buddha die Stadt besuchte, hinaus, um den Buddha und auch den grossen Ältesten Sāgata zu sehen, der die Nāga des Mango Ford überwältigt hatte. Und in ihrer Dankbarkeit gegen Sāgata für den guten Dienst, den er ihnen geleistet hatte, gaben sie ihm törichter Weise Branntwein in jedem Hause, wo er Almosen sammelte, so dass er bald hilflos auf die Strasse fiel und unfähig war, sich wieder zu erheben, bis der Buddha, der vorüber kam und seinen hilflosen Zustand sah, einigen von den Brüdern befahl, ihn aufzuheben und ihn zu dem Platze zurückzubringen, wo sie wohnten. Dort angekommen, legten die Brüder den Sāgata mit dem Kopfe nach dem Buddha hin, wie es Recht war und sich schickte. Aber in seiner besinnungslosen Trunkenheit wandte sich der Älteste Sāgata um, bis seine Füsse nach seinem grossen Herrn und Meister hin gerichtet waren — — fürwahr ein höchst unangemessenes Betragen. Da sprach der Buddha zu den Brüdern:

„Ist das die Verehrung, die mir der Älteste Sāgata vorher erwiesen hat?"

„Nein, Herr," antworteten die Brüder.

„Wer hat die Nāga im Mango Ford bezwungen, Mönche?"

„Sāgata tat es, Herr."

„Würde Sāgata jetzt auch nur eine kleine Wassereidechse überwältigen können?"

„Sicher nicht, Herr!"

„Ist es also zweckmässig und richtig, etwas zu trinken, durch dessen Genuss man seiner Sinne beraubt wird?"

„Es ist nicht richtig, Herr," antworteten die Brüder.

Dann sprach der Buddha bei seinem Richterspruch

über den Ältesten Sāgata zu den Brüdern, und setzte es dann dort als eine Vorschrift fest, die von allen seinen Anhängern hinfort beobachtet werden sollte, sich nämlich des Genusses jeder Art von berauschenden Getränken zu enthalten. Ferner erzählte er ihnen, wie er einmal in einem seiner früheren Leben der Führer einer Gesellschaft von frommen und ergebenen Einsiedlern gewesen sei, die an den Hängen des mächtigen Himalaya fern von menschlichen Wohnungen lebten. Und wie einmal seine Schüler von ihm die Erlaubnis erhalten hatten, in das Tal hinunter zu gehen und Salz und Essig und andere Arzeneien für den täglichen Gebrauch zu holen. Aber während sie sich in einem königlichen Park aufhielten, gab der König von Bewunderung über ihr frommes und würdiges Betragen erfüllt, gedankenlos seiner Bewunderung dadurch Ausdruck, dass er ihnen alkoholhaltige Getränke zu trinken anbot, in der Meinung, dass das für sie eine besonders gute Bewirtung sein müsste, wie sie Einsiedlern selten zuteil würde. Bald jedoch hatte er wenig Ursache mehr, sie zu bewundern, denn in einer sehr kurzen Zeit hatte die ganze Asketengesellschaft, von dem Getränk überwältigt, gänzlich vergessen, was ihnen als Männer einer frommen Beschäftigung gebührte; sie sangen und tanzten und lachten und schrieen, warfen ihre Almosenschüsseln von sich und lagen schliesslich auf dem Boden und schliefen wie Holzklötze. Zur rechten Zeit erwachten sie und kehrten, sehr beschämt über ihr unpassendes Benehmen, zu ihrem Lehrer in den Bergen zurück. Er fragte sie freundlich, wie es ihnen in dem Tale ergangen und ob alles für sie gut abgelaufen wäre. Da mussten sie ihm die Dummheit, die sie sich hatten zuschulden kommen lassen, mit folgenden Worten beichten:

„Zuerst lachten wir und dann tanzten wir,
Darauf sangen wir: zuweilen weinten wir.
Wir tranken was unsere Sinne raubte.
Es war nur gut, dass wir nicht Affen wurden!“

In diesen drei Geschichten aus längst vergangenen Tagen haben wir Beispiele dafür, was. der Alkohol mit dem Menschen zu tun vermag, der sich dazu verleiten lässt, ihn über seine Lippen zu bringen. In dem ersten Falle sehen wir, wie der Alkohol einen König, den Höchsten im Lande, der ein Beispiel des rechten Lebenswandels für seine Untertanen zu sein glaubte — in einen wilden Kannibalen verwandelt, der seinen eigenen Sohn tötet und ihn verzehrt. In dem anderen Fall ist es ein Ältester aus dem Orden der Mönche Buddhas und sogar ein persönlicher Diener Buddhas, der unter dem Einfluss das berauschenden Getränkes so weit seine Pflicht gegen seinen Herrn vergisst, dass er die grösste Grobheit und Unhöflichkeit gegen seinen Herrn an den Tag legt, während in dem dritten Fall eine ganze Gesellschaft frommer Asketen, die Alkohol zu sich nehmen, dadurch jedes Sinnes für Schicklichkeit und Anstand beraubt werden und singen und tanzen und sich alle wie ein Trupp närrischer Affen benehmen.

Das sind alte Geschichten, aber auf ihre Parallelen stösst man täglich in der Gegenwart. Nicht ein Tag vergeht, ohne dass die Zeitungen jeder Grossstadt wenigstens ein Verbrechen, eine hässliche Tat zu berichten haben die von irgend einem unwissenden Sterblichen verübt worden ist, der für den Augenblick durch den Gifttropfen Alkohol zu einem unverständigem Wesen gemacht worden ist.

Aber unglücklicher Weise braucht man nicht erst in den Zeitungen fremder Länder — in Ländern, die nicht das unschätzbare Vorrecht der Lehre einer Religion

gehabt haben, die Enthaltsamkeit von starken Getränken fordert — nach modernen Beispielen für den degenerierenden Einfluss des Alkohols zu suchen. Sogar hier in Burma, in einem Lande, das sich Jahrhunderte lang jenes Vorrechtes zu seinem grössten Vorteil und Wohlergehen erfreut hat, beginnen die Spalten der Tageszeitungen dieselbe traurige Geschichte von den Übeltaten zu bringen, die unter dem Einfluss des Alkohols verübt worden sind — von unvorbereiteten, unüberlegten Morden und rohen Angriffen, um deretwillen der unglückliche Täter vor die Schranken des Gerichtes gefordert und mit jahrelanger Einkerkerung für die Tat eines unzurechnungsfähigen Augenblicks bestraft wird — unzurechnungsfähig, weil der Täter unter dem Einfluss jenes Getränkes gestanden hat, dessen verhängnisvolle Eigentümlichkeit es ist, Unzurechnungsfähigkeit hervorzurufen, wie uns die Worte der fünften Vorschrift belehren.

Das Fuhrwerk, das einen Buddhisten unter Umständen zum Nirvana bringt, hat drei Räder — es ist sozusagen ein Dreirad — und seine drei Räder sind Dāna, Sīlā und Bhāvana. Lange genug haben die Burmesen den Nirvanaweg, den von Buddha gewiesenen Weg auf dem einen Rade Dāna befahren. Aber sie können nicht hoffen, auf einem Rade schnell oder sehr weit zu reisen. Es ist höchste Zeit — denn bald wird es zu spät sein — dass sie das andere Rad Sīla dem Rade Dāna hinzufügen, und so werden sie ein Zweirad haben, das sie schnell manche Meile auf dem Wege tragen wird, doch vorher werden sie das Rad Bhāvāna brauchen, um dort die Reise beenden zu können, wo der Weg zu steil für ein Zweirad ist. Es ist höchste Zeit, dass sie ihrer Sorge, von ihrem Vermögen zu dem Unterhalt des Bhikkhu beizutragen, die andere Sorge

hinzufügen — nämlich die Sīlās zu beobachten, die Vorschriften des rechten Lebenswandels, und am meisten von allen auf die fünfte Vorschrift achten; denn gegen diese verstossen heisst, sich der Gefahr aussetzen, dass man irgend eine andere oder alle übrigen verletzt. Sīla, und Sīlā allein — festes und beständiges Verharren bei dem richtigen Lebenswandel, wie ihn der Buddha lehrte, — kann Burma vor einer schnellen verhängnisvollen Entartung schützen. Die gegenwärtige Lage fordert dringend entschiedene und entschlossene Anstrengung, um die Sīlā zu befolgen.

In jener Sammlung von Buddhas Zwiegesprächen, die wir Sutta-Pikata, oder Redensammlung, nennen, sind die meisten dieser Reden oder Zwiegespräche an die unmittelbaren Anhänger des Erhabenen gerichtet — an seine Mönche, die das Ordenskleid angelegt hatten und mit ihm gingen, wohin er ging. Aber ein Zwiegespräch, Sigālovāda Sutta genannt, ist ausschlisslich an einen Laien gerichtet in der Absicht, die Laienanhänger des Buddha in Bezug auf ihren Lebenswandel draussen in der Welt zu unterrichten. Die Veranlassung, die den Anstoss gab, es zu halten, ist einigermassen interessant.

Ein Brahmane aus Rājagaha war mit seinem Weibe durch Buddhas Predigt bekehrt worden und hielt alle Vorschriften des rechten Lebenswandels mit grosser Genauigkeit. Aber sie hatten einen Sohn, namens Sigāla, der sich nicht um Buddha und seine Lehre kümmerte. Oft bat der Vater seinen Sohn, den Buddha oder einen seiner grossen Schüler wie Sāriputta oder Moggallāna oder Kassapa aufzusuchen, aber Sigāla antwortete immer:

„Teurer Vater, was nützt es mich, wenn ich diese frommen Leute aufsuche? Wenn ich hingehe, so werde

ich hinknieen und ihnen meine Ehrerbietung bezeugen müssen, und das wird nur meinem Rücken Schmerzen bereiten und meine Kniee verletzen; und das Niederknieen auf dem Fussboden wird meine neuen guten Sachen beschmutzen und beschädigen. Ausserdem werden sie, wenn ich sie aufsuche, mir mit Reden zusetzen, und nach und nach werde ich mit ihnen Freundschaft schliessen. Dann werde ich sie mit Nahrung und Kleidung und andern Dingen, die Asketen brauchen, unterstützen müssen, und ich werde von meinem eigenen Geschäft abgehalten werden und für sie allein eine Menge Geld ausgeben müssen. So siehst du, lieber Vater, dass es nicht gut für mich sein würde, wenn ich deine frommen Asketen aufsuchte.“

Schliesslich beschloss der alte Brahmane, als er auf seinem Totenbette lag, noch einen letzten Versuch zu machen, um seinen sorglosen Sohn auf den erprobten Weg des Buddha zu bringen. Er liess ihn holen und sprach ihn folgendermassen an: „Mein lieber Sohn, ich habe jetzt ein hohes Alter erreicht, mein Leben neigt sich seinem Ende zu. Bald werde ich dich verlassen, aber bevor ich sterbe, muss ich noch eine letzte Bitte an dich richten; willst du sie mir gewähren?“

„Mein lieber Vater, ich werde sicherlich alles tun, was du von mir verlangst“, sagte Sigāla in tiefer Betrübnis.

„Nun, mein lieber Sohn, ich wünsche, dass du jeden Morgen, wenn du von deinem Bade kommst, allen sechs Richtungen des Raumes, Osten Westen, Süden, Norden und ebenso dem Zenit und Nadir eine Verbeugung machst. Das ist alles, um was ich bitte.“

Sigāla versprach bereitwillig, die Bitte seines Vaters zu erfüllen, und als sein Vater wenige Tage darauf starb, begann er gehorsam sein Versprechen zu erfüllen.

Nun hoffte der gute Vater, als er seinen Sohn bat, das zu tun, dass der Buddha einmal sehen würde, wie Sigāla sich nach allen Richtungen des Raumes hin verbeugte, und ihm erklären würde, was man nach der Lehre des Buddha darunter verstände. Und wie er es gehofft hatte, traf es auch wirklich ein. Denn als sich Sigāla eines Morgens in seinen nassen Kleidern, während sein Gesicht und sein Haar noch von Wasser triefte, nach Osten, Süden, Westen, Norden, und auch nach dem Zenit und Nadir hin verbeugte, kam der Buddha auf seiner täglichen Bettelrunde jenen Weg daher und fragte ihn, was er da täte. Da erzählte Sigāla ihm, dass er sein Versprechen erfülle, das ihm sein sterbender Vater abgenommen hätte, nämlich jeden Morgen allen sechs Richtungen des Raumes eine Verbeugung zu machen.

„Hausvater", sagte der Erhabene, „das ist nicht die richtige Art und Weise, in der nach der Lehre des Buddha die sechs Richtungen verehrt werden sollen: aber nach der Lehre des Buddha müssen die sechs Richtungen des Raumes derart verehrt werden," und darauf sagte der Erhabene zu Sigāla, dass die richtige Art und Weise die sechs Richtungen zu verehren, darin bestände, sein tägliches Leben so einzurichten, dass kein Übel einen von irgend einer der sechs Richtungen her befallen könnte. Ferner sagte er ihm alles, was ein Laienanhänger des Buddha befolgen sollte, wie auch das, was er vermeiden sollte, um sich Glück und Zufriedenheit in dieser und in allen andern Welten zu sichern; ganz besonders aber riet er ihm, berauschende Getränke zu meiden, denn, sagte der Erhabene, ihr Genuss führt zu dem Verlust des Reichtums, er ist Ursache zum Zank, er erregt mannigfaltige Krankheiten, er bringt den Trinker in einen schlechten Ruf, er verursacht den

Verlust jedes Sinnes für Scham und Ehre und er schwächt die Geisteskräfte.“ Dieses lange und ins Einzelne gehende Zwiegespräch über die Pflichten eines buddhistischen Laien wird heute Sigālovāda Sutta genannt.

Vor nicht allzu langer Zeit pflegten Doktoren gern Alkohol in irgend einer Form für eine ganze Menge Beschwerden zu verschreiben, ohne viel darüber nachzudenken, was die letzten Folgen sein möchten. Seit langer Zeit war es natürlich bekannt, dass Branntwein einen schlechten Einfluss auf die Leber ausübte und Bier den Körper zu Herzkrankheiten geneigt machte, aber erst eine eingehende Untersuchung der Wirkungen des Alkohols auf den menschlichen Körper haben eine genauere Kenntnis des Schadens zur Folge gehabt, den er auch anderen Organen zufügt.

Der Genuss des Alkohols verursacht Halsentzündung, da er die zarten Schleimhäute reizt. Das ist zwar keine gefährliche Krankheit, aber doch eine unangenehme: und mancher Sänger und öffentlicher Redner hat sich von seinem Doktor sagen lassen müssen, dass der Grund für seine Halsbeschwerden nicht eine Erkältung, sondern der Alkohol war, den er zu sich zu nehmen pflegte.

Alkohol verursacht auch Magenkatarrh, da er die Magenwände reizt und schwächt. In diesem geschwächten Zustande werden Teile von ihnen von dem Magensaft angegriffen und so entstehen Geschwüre; in diesem eitrigen Zustande ist die Möglichkeit für jene schrekliche Krankheit des Magens, den Krebs, beträchtlich vergrössert. Auf jeden Fall unterstützt die Statistik diese Ansicht: denn der Prozentsatz der Magenerkrankungen bei Männern ist sogar noch ein wenig höher als der bei Frauen. Aber das dürfte nicht der Fall sein, denn die Frauen sind ihrem ganzen Bau zufolge mehr

Angriffen von eitrigen Geschwüren ausgesetzt als die Männer.

Ferner verursacht der Alkoholgenuss Verdauungsstörungen. Wie der Alkohol, der in den Magen gelangt ist, eine Störung der Verdauung hervorruft, wird man bald verstehen, wenn man in einem Reagenzglas seine Wirkung auf das Weisse eines Eies beobachtet, das seiner chemischen Zusammensetzung nach fast genau dem wertvollsten Bestandteil der Nahrung, den Proteiden, entspricht. Wenn Alkohol über das Eiweiss gegossen wird, wird das letztere sogleich in eine harte, lederartige Masse verwandelt. Die Wirkung des Alkohols auf die Nahrung in einem menschlichen Magen ist so ziemlich dieselbe; er erhärtet die Nahrung — wenigstens ihre nahrhaftesten Bestandteile — und hindert so den Verdauungsprozess, sich in der normalen Weise zu vollziehen, und führt zu der Schwächung der Verdauungsorgane und schliesslich zu der des ganzen Körpers.

Aber die ernsteste Gefahr droht dem Körper offenbar durch die Wirkung des Alkohols auf die roten Blutkörperchen. Verschiedene Forscher, Deutsche wie Engländer, haben seine Wirkung studiert und haben gefunden, dass Alkohol eine so starke Affinität zu den roten Blutkörperchen hat, dass er sie, wenn er durch den Magen in das Blut gelangt ist, ergreift und grösstenteils unfähig macht, die ihnen obliegenden Funktionen zu erfüllen. Diese Funktionen bestehen darin, dass sie durch die Blutgefässe der Lungen zirkulieren, sie aufnehmen und durch den ganzen Körper verteilen, um so jenen Verbrennungsprozess zu fördern, der tatsächlich der Lebensprozess selber ist. Wenn jedoch die roten Blutkörperchen mit Alkohol beladen sind, so dient nur ein Teil ihrer Kraft zu dieser äusseren wichtigen

Arbeit, daher führen sie dem Körper nicht die richtige Menge Sauerstoff zu, sondern nur einen Teil davon. Eine natürliche und unvermeidliche Folge ist die, dass die Stärke und Lebensfähigkeit des Körpers beträchtlich vermindert ist, und er unfähig gemacht ist, Krankheiten wie akuten Fiebern und Lungenentzündungen erfolgreichen Widerstand zu leisten. Schon das Aussehen der mit Alkohol vergifteten roten Blutkörperchen verrät, unter dem Mikroskop gesehen, ihren annormalen Zustand, denn man sieht da eingeschrumpfte, runzlige missgestaltete Gebilde, die bei weitem nicht so voll und rund sind, wie die aus dem Körper eines Mannes, der niemals Alkohol genossen hat.

Schwerwiegende Gründe berechtigen zu der Annahme, dass der Genuss von Alkohol den Boden für die Tuberkulose vorbereitet; besonders für die Lungentuberkulose, gewöhnlich Schwindsucht genannt, — — eine andere schreckliche Krankheit, die, wenn sie einmal einen Menschen befallen hat, fast unheilbar scheint und deren Wüten in Europa sie zu dem Namen „die Geissel des weissen Mannes“ berechtigt, wie man die Lepra die Geissel des Schwarzen genannt hat.

Jeder, oder fast jeder Mensch hat eine dieser kleinen Tuberkeln irgendwie in seinen Körper bekommen, denn es gibt heutzutage nur sehr wenige Leute, die nicht wenigstens einen Schwindsüchtigen unter ihren Vorfahren zählen. Aber für den Menschen, der ein weise geordnetes Leben führt, der im vollen Sinne des Wortes Sīlā ausübt, besteht tatsächlich keine besondere Gefahr. Obgleich die Krankheitskeime vielleicht in seinem Körper vorhanden sind, sind sie doch nicht imstande, sich zu vermehren, solange der Körper sich in einem normalen und ungeschwächten Zustande befindet. Wenn jedoch der Körper und vor allem die

Atmungsorgane irgendwie geschwächt worden sind, dann haben diese Keime Gelegenheit, sich auszubreiten, eine Gelegenheit, die sie gewöhnlich mit dem Erfolge ergreifen, dass der Mensch mit der schrecklichen Krankheit der graduellen Lungenschwindsucht befallen wird. Jetzt erkennen wir den Grund dafür, weshalb man den Alkoholgenuss mit der Ausbreitung der Schwindsucht in Verbindung gebracht hat, denn der Alkohol schwächt, wie wir bereits gesehen haben, den Körper und verursacht jenen Zustand, in dem der Tuberkelkeim eine günstige Gelegenheit hat, die Oberhand zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)



Herbst.

Der Herbststurm braust, die letzte Blüte fällt,
Ein fahler Himmel deckt das kahle Feld.
Die frohen, bunten Farben sind geschwunden
Und ferne sind des Frühlings frohe Stunden.

Die heitre Sonne, die uns sonst erfreut — —
Wie blass verschleiert doch erscheint sie heut,
Wie schwand mit ihr das frohe, heitre Leben,
Jetzt ist's das Grab, dem wir das Seine geben.

Lang schien die Zeit, solang wir sie gelebt,
Solange wir in Lieb und Lust gebebt,
Doch nun die frohe Zeit zu End' gegangen, — —
Nun wissen wir, wie schnell sie uns vergangen.

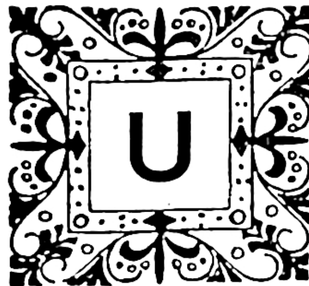
Die Zeiten fliehn, der Weise lässt sie gehn, —
Wird fest und sicher in sich selber stehn, —
Wird nimmermehr Vergängliches beklagen,
Sein Werden wird er in sich selber tragen.

Wenn auch des Sommers Blüte muss verwehn,
Der stille Denker wird gesichert stehn.
Vergehn und Werden ist der Welt beschieden,
Allein der Weise kennt ein Ziel, — den Frieden.

Walter Markgraf.

Dreiwissensmächtig.

Aus dem Dreierbuche des Anguttara-Nikāyo, übersetzt von
Bhikkhu Nyānatiloka.



Und es begab sich Tikanno, der Brahmane dorthin, wo der Erhabene weilte und sprach vor dem Erhabenen den dreiwissensmächtigen Brahmanen sein Lob: „So sind die dreiwissensmächtigen Priester, derart sind die dreiwissensmächtigen Priester."

„Auf welche Weise aber, Brahmane, erklären die Brahmanen den dreiwissensmächtigen Priester?"

„Da Herr Gotamo, ist ein Brahmane beiderseits von reiner Geburt, von der Mutter und dem Vater aus, rein empfangen bis zum siebenten Ahnengeschlecht hinauf, unbeschimpft, und ungetadelt hinsichtlich des Kastensystems, schriftenkundig, ein Bewahrer der

---

*) Aus dem in Kürze im Verlage von Walter Markgraf erscheinenden Werke: „Das Dreier-Buch" (Anguttara-Nikāyo) von Bhikkhu Nyānatiloka.

mystischen Gesänge, ein Meister der drei Wissen (veda) mitsamt dem Wörterverzeichnis, der Formenlehre, den Wortzergliederungen und als fünftem den Legenden, ein Kenner der Worte und der Grammatik, wohl unterrichtet in der Naturkunde und den Merkmalen eines grossen Mannes. Auf solche Weise, Herr Gotamo, erklären die Brahmanen den dreiwissensmächtigen Priester."

„Anders, Brahmane, erklären die Brahmanen den dreiwissensmächtigen Priester, anders aber gilt man in der Disziplin des Heiligen als dreiwissensmächtig."

„Wie aber, Herr Gotamo, gilt man in der Disziplin des Heiligen als dreiwissensmächtig? Gut wäre es, wenn mir der Herr Gotamo die Lehre darlegte, wie man in der Disziplin des Heiligen als dreiwissensmächtig gilt.

„So höre denn, Brahmane, und achte wohl auf meine Worte."

„Ja o Herr," erwiederte Tikaṇṇo, der Brahmane, dem Erhabenen, und der Erhabene sprach also:

„Da, Brahmane, gewinnt ein Mönch, der Sinnlichkeit entrückt, frei von schlechten Geisteszuständen, sinnend und nachdenkend die in der Loslösung geborene, von Verzückung und Glückseligkeit erfüllte erste Selbstvertiefung. Nach Aufhebung des Sinnens und Nachdenkens gewinnt er inneren Frieden, die Einheit des Geistes, die von Sinnen und Nachdenken freie, in der Konzentration geborne, von Verzückung und Glückseligkeit erfüllte zweite Selbstvertiefung. Nach dem Schwinden der Verzückung aber verweilt er gleichmütig, besonnen, wissensklar, und er fühlt in seinem Innern jenes Glück, von dem die Heiligen sprechen: ‚Glückselig der Gleichmütige, der Besonnene!' — so gewinnt er die dritte

Selbstvertiefung. Nach dem Schwinden von Wohlgefühl und Schmerz, durch die Unterdrückung der früheren Freude und des Kummers, gewinnt er einen leidlosen, freudlosen Zustand, die gleichmütig-geistesgeklärte vierte Selbstvertiefung.

„Also im Geiste gesammelt, geläutert, rein, fleckenlos, ungetrübt, nachgiebig, geschmeidig, unerschütterlich, richtet er den Geist auf die erinnernde Erkenntnis früherer Daseinsform, als wie an ein Leben, dann an zwei Leben, dann an drei Leben, dann an fünf Leben, dann an zehn Leben, dann an zwanzig Leben, dann an dreissig Leben, dann an vierzig Leben, dann an fünfzig Leben, dann an hundert Leben, dann an tausend Leben, dann an hunderttausend Leben, dann an die Zeiten während mancher Weltuntergänge, dann an die Zeiten während mancher Weltentstehungen, dann an die Zeiten während mancher Weltuntergänge und Weltentstehungen:

‚Dort war ich, solchen Namen hatte ich, solcher Familie und solchem Stande gehörte ich an, solche Nahrung ward mir zuteil, solches Wohl und Wehe habe ich erfahren, solches Lebensalter erreichte ich. Von da nun abgeschieden trat ich dort wieder ins Dasein: dort hatte ich solchen Namen, solcher Familie und solchem Stande gehörte ich an, solche Nahrung ward mir zuteil, solches Wohl und Wehe habe ich erfahren, solches Lebensalter erreichte ich. Von dort nun abgeschieden trat ich hier wieder ins Dasein! so erinnert er sich an manche verschiedene frühere Daseinsform mit ihren Merkmalen, ihren Kennzeichen.

„Dieses erste Wissen hat er errungen, die Verblendung zerstört, das Wissen erweckt, das Dunkel zerstreut, das Licht erzeugt, während er also unermüdlich, eifrig kämpfend verweilte.

„Also im Geiste gesammelt, geläutert, rein, fleckenlos, ungetrübt, nachgiebig, geschmeidig, fest, unerschütterlich, richtet er seinen Geist auf Erkenntnis des Abscheidens und Wiedererscheinens der Wesen. Mit dem himmlichen Auge, dem geklärten, übermenschlichen, sieht er die Wesen abscheiden und wiedererscheinen, gemeine und edle, schöne und hässliche, glückliche und unglückliche. Er erkennt, wie die Wesen, je nach den Taten, wiedererscheinen, wie die einen Wesen in Werken, Worten und Gedanken einen Wandel führen, Heilige beschimpfen, böser Ansicht sind und nach ihrer bösen Ansicht handeln, bei der Auflösung des Körpers, nach dem Tode auf einen Abweg, eine Leidensfährte, eine verstossene Welt, zur Hölle gelangen, wie dagegen andere Wesen in Werken, Worten und Gedanken einen guten Wandel führen, die Heiligen nicht beschimpfen, guter Ansicht sind, und, nach ihrer guten Ansicht handelnd, bei der Auflösung des Körpers, nach dem Tode, auf glückliche Fährte, in himmliche Welt gelangen. So sieht er mit dem himmlischen Auge, dem geklärten, übermenschlichen, die Wesen abscheiden und wiedererscheinen, gemeine und edle, schöne und hässliche, glückliche und unglückliche, erkennt, wie die Wesen, je nach den Taten, wieder erscheinen.

„Dieses zweite Wissen hat er errungen, die Verblendung zerstört, das Wissen erweckt, das Dunkel zerstreut, das Licht erzeugt, während er also unermüdlich, eifrig kämpfend verweilte.

„Also im Geiste gesammelt, geläutert, rein, fleckenlos, ungetrübt, nachgiebig, geschmeidig, fest, unerschütterlich, richtet er seinen Geist auf die Erkenntnis der Wahnversiegung: ‚Dies ist das Leiden' erkennt er der Wirklichkeit gemäss, ‚Dies ist die Entstehung des Leidens' erkennt er der Wirklichkeit gemäss. ‚Dies ist die Auf-

hebung des Leidens' erkennt er der Wirklichkeit gemäss. ,Dies ist der zur Aufhebung des Leidens führende Pfad' erkennt er der Wirklichkeit gemäss. ,Dies ist der Wahn' erkennt er der Wirklichkeit gemäss. ,Dies ist die Aufhebung des Wahns' erkennt er der Wirklichkeit gemäss. ,Dies ist der zur Aufhebung des Wahns führende Pfad' erkennt er der Wirklichkeit gemäss. Also erkennend, also schauend, wird der Geist erlöst von dem Begierdewahn, erlöst vom Daseinswahn, erlöst vom Wahne der Verblendung. Im Erlösten aber steigt auf die Erkenntnis des Erlöstseins, und er weiss: ,Versiegt ist das Leben, ausgelebt der heilige Wandel; was zu tun war, ist getan, nichts gibt es mehr für diese Welt.'

„Dieses dritte Wissen hat er errungen, die Verblendung zerstört, das Wissen erweckt, das Dunkel zerstreut, das Licht erzeugt, während er also unermüdlich, eifrig kämpfend verweilte."

„Wer nicht fällt noch wächst im Wandel,
Weise ist und selbstvertieft,
Wer das Herz in der Gewalt hat,
Das geeinte, fest gefügte.

Der Starke, der das Dunkel bannte,
Dreiwissensvoll dem Tod entrann,
Der Allverwinder wird genannt,
Der Götter und der Menschen Heil.

Den Dreifachwissensmächtigen,
Vom Wahne frei verweilenden,
Der seinen letzten Körper trägt:
Den Gotamo verehren sie."

Wer die Vergangenheit erkennt,
Den Himmel und die Hölle schaut,
Und hat des Daseins End' erreicht,
Ein Denker, Wissensendiger.

Ist durch dies Wissen dreigeteilt,
Ein Priester dreifachwissensmächtig.
Ja, den heiss' ich dreiwissensmächtig,
Und nicht wer bloss den Namen trägt."

„Auf solche Weise Brahmane, gilt man in der Disziplin des Heiligen als dreiwissensmächtig."

„Anders, Herr Gotamo, gilt man bei den Brahmanen als dreiwissensmächtig, anders aber in der Disziplin des Heiligen. Von dem Dreiwissensmächtigen in der Disziplin des Heiligen aber, Herr Gotamo, gilt mir der Dreiwissensmächtige bei den Brahmanen nicht den sechzehnten Teil. Vortrefflich, Herr Gotamo, vortrefflich, Herr Gotamo. Als Anhänger möge mich der Herr Gotamo betrachten, als einen, der von heute ab zeitlebens Zuflucht genommen hat."

Rundschau.

In einem Artikel von Fritz Mauthner in Berliner Tageblatte berichtet dieser über eine siamesische Legende, von der ein Reisender des 17. Jahrhunderts erzählt: Der Buddha fand den Devadatta (der hier sein Bruder heisst) in der tiefsten Hölle furchtbaren Martern ausgesetzt; Devadatta war an ein Kreuz geschlagen, auf dem Kopfe eine Dornenkrone, der Körper mit Wunden bedeckt, Hände und Füsse von Nägeln durchbohrt. Von Mitleid bewogen, wollte der Buddha ihn retten, wenn Devadatta die drei Glaubensartikel annehmen wollte; der Ärmste wollte sich aber nur zu Buddha und seiner Lehre bekennen, nicht aber zu den Lehren der buddhistischen Priesterschaft; so musste er noch viele Jahre weiter leiden. Die Siamesen sagten aber dem Reisenden, erst durch Devadatta wäre die Erde unter zwei Religionen geteilt worden; die Christen wären Schüler des Devadatta, und dessen Lehre dürfte bei Gefahr der Hölle nicht in Siam eingeführt werden. M.

Neue Buddhareliquien. Bei Mirpur Khas, etwa 65 Kilometer östlich von Haiderabad ist ein Fund gemacht worden, der von den Kennern des indischen Altertums als ein Überrest der Leiche des Gautama-Buddha angesehen wird. Eine Reihe von Erdhügeln, unter denen man die Reste einer begrabenen Stadt vermutete, zogen die Aufmerksamkeit des Leiters der archäologischen Forschungen in Bombay Mr. H. Cousens auf sich. Er kam zu der Ansicht, dass diese Hügel die Reste eines buddhistischen Klosters bergen müssten, und dass der grösste Hügel möglicherweise die Reste eines über Reliquien errichteten Altars enthalten würde. Beim Aufgraben dieses Hügels fand Herr Cousens zwei grosse schöngeformte Buddhastatuen aus Terakotta. Die verzierte Wand, in der sie angebracht waren, mass 12 Meter und schien eine Seite der quadratischen Basis einer „Stupa" (buddhistische Reliquienkapelle) zu sein. Im Mittelpunkt der Stupa fand man einen etwa acht Meter tiefen und drei Meter im Durchmesser haltenden Schacht. Unterhalb einer Platte aus Ziegelsteinen lag eine Kammer, die 15 Zoll im Quadrat bei einem Fuss Tiefe mass. Sie enthielt einen roh bearbeiteten Steinkasten in zwei Stücken und zwei irdene, mit Sand vollgestopfte Töpfe. Innerhalb des schweren Steinkastens stand eine kleine Krystallflasche von etwa drei Zoll Höhe, halb in Silber eingeschlossen und dick mit Grünspan bedeckt. In der Flasche war ein noch kleineres Silberkästchen, das in Goldblatt eingewickelt und in Staub von einer besonderen braunen Farbe eingebettet war. Es war nur anderthalb Zoll lang, aber innen lag noch ein Zylinder von Gold. Ein kleines Goldgefäss, das man herausnahm, enthielt lediglich geringe Teile Staub und ein Bruchstück eines hellfarbigen Steines. Der dunkelbraune Staub erwies sich unter dem Mikroskop als Asche eines verbrannten menschlichen Leibes, und man vermutet, dass dies die eigentliche Reliquie ist, die um den goldenen Zylinder umgelegt wurde, da es zuviel war, um in ihm Platz zu finden. Herr Cousens setzt das Datum der Stupa in das vierte Jahrhundert nach Christi. Da der chinesische Reisende Hiuen Tsang, der Indien besuchte, als der Buddhismus dort in Blüte stand, berichtet, dass nach der Verbrennung Gautamas die Asche in neun Teile geteilt und an neun Sekten von Budhajüngern in den verschiedenen Teilen Indiens gegeben wurde, so meint man, jetzt wie vor kurzem bei Peschawar, eine dieser neun grossen Reliquien des Buddhismus entdeckt zu haben. „Die Zeit" Wien.

Wie theosophische Zeitschriften melden, starb Anfang August in Kempten einer der Führer der modernen Theosophen **Dr. Franz Hartmann.** im Alter von 74 Jahren. Der Verstorbene war Herausgeber der im Verlage der Jäger'schen Verlagsbuchhandlung erscheinenden „Neuen Lotusblüten". M.

Statuten des internationalen Komitees „Pro India" in Zürich.

I. Sitz.

§ 1.

Das Komitee „PRO INDIA" hat seinen Zentralsitz in Zürich (Schweiz) als dem Orte seiner Gründung.

2. Zweck.

§ 2.

Das Komitee „PRO INDIA" hat zum Zweck:

Interessenten aller Art, speziell auch die Presse, über die Verhältnisse in Indien aufzuklären. Zu diesem Zwecke sollen alle ethnographischen, historischen, volkswirtschaftlichen, psychologischen und soziologischen Dokumente und Tatsachen, die ihrer Natur nach dazu geeignet sind, die Seele, die Vergangenheit und die Entwicklungsmöglichkeiten Indiens kennen zu lernen, gesammelt und zur Verfügung aller Interessenten gehalten werden.

§ 3.

Den Zusammenschluss aller Völker und Rassen Indiens zu einem starken Ganzen zu fördern und auf allen Gebieten des Lebens eine durchgreifende soziale und kulturelle Reform anzubahnen.

3. Mittel zum Zweck.

§ 4.

Mittel zur Erreichung vorstehenden Zweckes sind:

In dem, für jedes Mitglied obligatorischen Publikations organ für das Komitee „PRO INDIA", „Der Wanderer" in unabhängiger und wissenschaftlicher Weise über die Entwicklung

und die Fortschritte Indiens zu informieren und die öffentliche Meinung aller Länder für die unter § 3 angeführten Zwecke zu gewinnen.

§ 5.

Wissenschaftliche und politische Missionen in Indien mit Rat und Tat zu unterstützen, Kongresse, Konferenzen, Vorträge und Versammlungen in den verschiedensten Ländern der Erde zu organisieren, auf denen jeweilen alle Indien betreffenden aktuellen Fragen besprochen werden sollen.

§ 6.

Wissenschaftliche und politische Arbeiten aller Art über Indien zu publizieren und zu verbreiten.

4. Organisation.

§ 7.

Das Komitee „PRO INDIA“ steht unter der Leitung eines Arbeitsausschusses, bestehend aus: Präsident, Vice-Präsident, Schriftleiter, Kassier und drei weiteren Mitgliedern als Beisitzern.

§ 8.

Sektionen des Komitees „PRO INDIA“ können überall gegründet werden, wo sich Interessenten für dessen Ziele vorfinden. Von jeweiligen Gründungen soll dem Arbeitsausschuss in Zürich umgehend Mitteilung gemacht werden.

§ 9.

Der Beitrag für ordentliche Mitglieder beträgt halbjährlich **4 Frs.** Darin ist Abonnementspreis für die zweimal monatlich erscheinende Zeitschrift ‚Der Wanderer“ inbegriffen. Weitere finanzielle Verpflichtungen über diesen Beitrag hinaus bestehen nicht, jedoch ist das Komitee „PRO IDDIA“ für weitergehende freiwillige finanzielle Unterstützung sehr dankbar.

§ 10.

Hervorragende Persönlichkeiten, sowie Mitglieder, die sich um die indische Sache besonders verdient gemacht haben können vom Arbeitsausschuss zu Ehrenmitgliedern ernannt werden.

§ 11.

Wer die Mitgliedschaft beim Komitee „PRO INDIA“ erwerben will, hat sich schriftlich beim Präsidenten anzu-

melden; über die Aufnahme entscheidet dann jeweilen der Arbeitsausschuss. Desgleichen sollen Austrittsgesuche mit Begründung schriftlich dem Präsidenten mitgeteilt werden.

ZÜRICH (Schweiz) im Juni 1912.

Im Auftrage des Arbeitsausschusses des Komitee „Pro India“:

Der Präsident: *Chempakaraman Pillai (Indologe)*
Zürich IV, Bolleystrasse 65.

Kinderraub durch Missionarinnen. Bramanberia-Indien. Am 26. Mai 1909 wurde ein mohamedanisches Mädchen im Alter von 8 bis 9 Jahren durch zwei europäische Missionarinnen gestohlen. Der Bruder des geraubten Mädchens verklagt die beiden Entführerinnen beim S. D. O. (Gerichtsbarkeit in Indien). Vor dieser Behörde wurde es dem Mädchen anheimgestellt, ob es mit seinem Bruder gehen wolle. Das arme, eingeschüchterte Ding antwortete zugunsten der beiden Europäerinnen, worauf diese es, in Begleitung einer Polizeieskorte, nach dem Missionshaus mitnahmen. Aber auf dem Wege dahin wurde die Eskorte von einer nach Hunderten zählenden Menge von Mohamedanern angegriffen und ihr das Mädchen entrissen.

Hier haben wir ein Beispiel der sogenannten „Ausbreitung des Christentums“. Wäre es nicht richtiger, die armen Naturvölker ungeschoren zu lassen, statt ihnen eine fremde Religion in den Mund zu stecken, wenn sie vor Hunger sterben.

(Aus: „Der Wanderer“, Zürich.)

Ein brahmanischer Knabe und die katholische Kirche. Mitte August 1908 ist ein ähnlicher Fall in Trevandrum vorgekommen. Ein brahmanischer Student im Alter von 12 Jahren studierte im St. Josephs College in Trevandrum. Für gewöhnlich schicken brahmanischn Eltern ihre Kinder nie in eine christliche Lehranstalt, aber in diesem Falle musste die sehr arme Witwe von den Regeln der brahmanischen Religion abweichen. Die katholischen Priester versuchten den Knaben mit allen möglichen Versprechungen und süssen Worten zum Christentum zu bekehren. An einem Abend kam der Knabe nicht mehr nach Hause und die geängstigte Mutter machte sich auf die Suche nach ihrem Sohn. Nach ein paar Stunden hatte sie herausge-

bracht, dass er von den katholischen Geistlichen zurückbehalten worden war. Sofort versammelten sich viele Tausende von Hindus vor der katholischen Kirche, wo sich zugleich die Wohnung der Priester befand, um mit Gewalt in die Kirche einzudringen und den Knaben zu befreien. Dank dem sofortigen Erscheinen von Polizisten und von einem Polizeiinspektor, die die Menge beruhigten, gelang es, Gewalttätigkeiten zu verhüten. Der Polizeiinspektor verfügte sich in Begleitung einiger Polizisten zu den Geistlichen und verlangte die sofortige Freilassung des jungen Studenten. Diese weigerten sich, worauf der Inspektor ihnen den Knaben mit Gewaltanwendung wegnahm und ihn seiner Mutter zurückgab,

Ich möchte die verschiedenen Missionsgesellschaften anfragen, ob ein solches System der Religionsverbreitung in der Christusmythe oder der Bibel vorgeschrieben ist?

Derartige Fälle könnte ich zu Hunderten anführen, und trotzdem glaubt das gesamte Christentum, dass die Missionare den „armen Wilden" die Religion der Güte, der Nächstenliebe und der Menschlichkeit bringen, dass sie „wirkliche Kulturträger" seien! Hoffentlich nimmt dieser allgemeine Irrtum bald ein Ende. (Aus: „der Wanderer", Zürich.)

Neue Bücher.

Buddha. Sein Evangelium und seine Auslegung. Von Hans Ludwig Held. Erster Band: Das Evangelium. Hans Sachs Verlag. Gotthelf Heist. München-Leipzig. 1912. Preis brosch. 13.50 Mk., geb. 15.— Mk., Luxus-Ausgabe 25.— Mk.

Ist der Buddhismus eine Religion oder eine Philosophie oder beides? Es bietet das höchste Interesse, zu beobachten, wie sich die einzelnen Menschen, ja, fast kann man sagen, die einzelnen Völker zu diesem Problem gestellt haben. Das Volk in seiner Gesamtheit ist natürlich nur der Religion, nicht aber der rein abstrakten Philosophie zugänglich. Die Phantasie will befriedigt sein, der fromme Glaube will sich an ganz bestimmte plastische Vorstellungen anklammern. Mehr oder minder aber gilt selbstverständlich auch für den Einzelnen diese Wahrheit. Nur selten sind die Geister, die sich zu einsamen Höhe reiner Gedankenarbeit aufzuschwingen ver-

mögen. So wird der häufigste Fall derjenige sein, dass Religion und Philosophie miteinander vermengt werden, aber es macht auch dann noch einen sehr grossen Unterschied aus, welches Element bevorzugt wird und das Übergewicht erlangt. Könnte man es wagen, in Bezug auf den Buddhismus etwa zahlenmässig das richtige Verhältnis zu normieren, so würde man vielleicht sagen können, zu Dreivierteln (manchem wird auch das noch viel zu wenig sein) bedeute der Buddhismus eine Philosophie, zu einem Viertel eine Religion. Wir haben erlebt, dass bei manchen Völkern die Lehre des Buddha ganz und gar in eine mythologische Religion umgewandelt worden ist, wobei der ursprüngliche Kern in seiner Grösse und Weisheit zwar nicht völlig unterdrückt, aber doch häufig genug von einem recht missgestalteten Rankenwerk überwuchert worden ist. Wir haben in Ceylon und Burma buddhistische Gemeinden, bei denen sich Philosophie, Weltanschauung und Religion im Ganzen recht gut die Wage halten. Es kommen hier Verstand und Gemüt auf ihre Rechnung, und man wird diesen Zustand als einen ebenso glücklichen wie fruchtbaren preisen können. Endlich zeigt sich uns eine Richtung, die den Buddhismus als reine Weltanschauung behandeln will, die sich bewusstermassen an die wenigen Köpfe wendet, denen solches Vordringen und Versenken in die Wahrheit selbst zur Möglichkeit, darüber hinaus, zum Bedürfnis geworden ist. Unstreitig ist dieser Standpunkt der höchste, und es wäre ein Ziel aufs innigste zu wünschen, könnte man die Lehre des Buddha ausschliesslich als solche durchaus geistige, nur an den klaren Verstand sich wendende Weltanschauung verbreiten. Indessen wird solches Unterfangen, fürchten wir, noch auf lange hinaus geringen Erfolg versprechen. Es wird immer zahlreiche Menschen geben, denen die Wahrheit nur zugänglich ist, wenn sie im schmucken Gewand phantasievoller und poetischer Darstellung erscheint; für die Mehrheit führt eben, wenn überhaupt, „der Weg in das Erkenntnisland nur durch das Morgentor des Schönen"!

Es war notwendig, diese Einleitung voran zu schicken, wenn man dem Werk Fields gerecht werden will. Der Verfasser wendet sich an das deutsche Publikum, das er mit dem echten und wirklichen Buddhismus bekannt machen will, mit einem Buddhismus, der nichts zu tun hat mit den zahlreichen Entstellungen und Verdrehungen, in deren Gestalt, wie mit Recht hervorgehoben wird, die grosse Heilslehre nur allzu oft dargeboten

wird. Wahrer Buddhismus, aber zugleich Buddhismus in gefälliger, anmutiger, dem europäischen Empfinden wohltuend angepasster Form! Ein schwieriges Werk fürwahr, aber der Münchener Gelehrte, in dem zugleich ein Stück vom Dichter und Künstler steckt, hat diese grosse Aufgabe ebenso kühn wie geschickt angefasst und durchgeführt. Er legt uns eine Übersetzung der Buddha-Carita vor, der gedankenvollen, ernsten uud doch zartsinnigen Dichtung des Açvaghosha, der wie bekannt, im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Nord-Indien lebte. Held hat diese Erzählung, die nicht mehr und nicht weniger als den ganzen Lebensgang des Buddha und die Hauptpunkte seines Wirkens wiedergeben will, nicht zum ersten Male übersetzt, aber er hat einen ganz neuen, wahrhaft originellen Gedanken verwirklicht, indem sich nämlich die Sprache dem Ausdruck der christlichen Bibel auf Engste anlehnt. Der europäische Leser glaubt, das Lucas oder vielleicht wegen der poetischen Sprachgewalt sogar das Johannes Evangelium aufzuschlagen, wenn er hier auf ganz eigene Art mit dem Leben des Buddha bekannt gemacht wird. Eine Probe: Der Erhabene spricht zu dem reichen Kaufmann Anathapindika:

> Wahrhaft, ich sage dir, kein besserer Gefährte gehet mit auf dem Wege deiner Rettung als das reine Mitleid; die Weisheit der Liebe allein zeigt den Weg zur festen Ruhe. Herrlich ist diese Ruhe, da ihr ewig befreit seid von Süchten und Wünschen. Wahrhaft, das Mitleid führt zur Vollendung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

> Wahrlich ich sage dir, so du dein Schatzhaus leerest von seinen Schätzen, geniessest du tausendfältige Frucht. Freilich, nicht rein und wunschlos ist aller Geber Herz; die einen geben, dass sie die Freude des Gebens geniessen in ihrem Herzen, die anderen treiben Wucher mit ihren Gaben; wieder andere geben um des Himmels Freuden willen oder angstgeplagt von Not und Sünden.

Auch in der Anordnung mutet uns die Übersetzung wie eine der altvertrauten christlichen Legendensammlungen an. In Verse und Kapitel ist das Ganze eingeteilt, wir folgen der Lebensgeschichte des „Heilandes“ von seiner Geburt bis zum Tode. Meisterhaft hat der Übersetzer den biblischen Ton getroffen, es ist zumeist schon ein ästhetischer Genuss, sich in diese sprachlich vollendete Schilderung zu vertiefen.

Freilich Açvaghosha hat eben keine Philosophie, sondern zum grossen Teil eine religiöse Dichtung geschrieben. Es geht nicht ohne Wunder, nicht ohne übersinnliches Zauberwerk ab, und der Reingehalt des Buddhismus tritt nicht an allen Stellen ungetrübt zu Tage. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sein Auge gegen diese Bedenken nicht verschlossen. Er hat sich zu helfen gesucht, indem er das Buch geradezu verschwenderisch mit Anmerkungen ausgestattet hat, die uns sorgfältig nicht nur über alle schwierigen Ausdrücke, über Namen, Ortsbezeichnungen, mythologische und kulturhistorische Beziehungen unterrichten, sondern auch jedesmal einen deutlichen Hinweis darauf geben, wo sich der Legendenerzähler allzu weit vom Jünger der rein buddhistischen Lehre entfernt. Ausserdem hat Held, der hierbei offenbar einer besonderen Neigung folgt, durch zahlreiche Parallelstellen aus dem christlichen Evangelium die weitgehende Analogie beider Lehrgebäude, mindestens im Bezug auf ethische Dinge, von neuem betont. Ob hierbei nicht des Guten etwas zuviel getan ist, muss dahin gestellt bleiben. Die Beziehungen zwischen Buddhismus und Christentum bilden bekanntlich ein grosses und schwieriges Kapitel, mit dem sich nur beschäftigen sollte, wer in beiden Lagern durchaus zu Hause ist. Wer in christlicher Gedankenwelt erzogen an den Buddhismus herantritt, oder umgekehrt, wird vielleicht durch manche äusserliche Übereinstimmung und Ähnlichkeit zu falschen Schlüssen gelangen und von der Hauptsache abgelenkt werden. Doch dies nebenbei! Wir dürfen uns im Ganzen ungeteilter Befriedigung darüber hingeben, dass hier ein schönes und gehaltvolles Werk der buddhistischen Literatur in schöner und ansprechender Form dem deutschen Leser dargeboten wird. Gewiss aber stellt auch dieses Buch an seinen Leser mancherlei Ansprüche, die unter allen Umständen erfüllt werden müssen, wenn nicht die gute Absicht des Verfassers zum grossen Teil vereitelt werden soll. Wer in der Held'schen Übersetzung des Açvaghosha die buddhistische Lehre studiert, muss sich eben jeden Augenblick vor Augen halten, dass er den Labetrunk derselben trotz allem und allem nicht aus erster Hand empfängt, dass es Stellen gibt, an denen Weizen und Unkraut sorgfältig zu scheiden sind; und dieser Punkt ist umso wesentlicher, als grade hier jenes Unkraut sehr oft die Form lieblichster Blüte annimmt. Aber auch dann bleibt's neben dem Weizen wahrer Erkenntnis immer noch fremdes Beiwerk, an dem wir uns zwar

freuen, das wir aber stets als solches erkennen müssen. Darum kommt es sehr darauf an, dass der Leser dieser Übersetzung den erwähnten Kommentar, der übrigens schon an sich eine verdienstliche Leistung darstellt, mit derselben Sorgfalt berücksichtigt, wie den Text der Erzählung selbst!

Wenn wir endlich noch hervorheben, dass der Verlag, entsprechend dem künstlerischen Charakter dieses Buches, an der Ausstattung nichts gespart hat, um dem schönen Inhalt die schöne Form zu geben, so dürfte genug gesagt sein, um das Interesse aller Forscher, Kenner und Freunde indischer und buddhistischer Weisheit und Literatur auf diese durchaus erfreuliche Erscheinung des Büchermarktes zu lenken! —

K.

Moderne Theosophen und ihre Theosophie. Von Hans Freimark. 72 Seiten. Leipzig. 1912. Verlag von Wilhelm Heims.

Ein durchaus zeitgemässes und notwendiges Büchlein! Der Verfasser gibt in gedrängter Form eine vollkommene, gut orientierende Übersicht über die Haupterscheinungen und Haupt-Strömungen der Theosophie, wie sie sich an die Namen Blavatsky, Besant, Tingley, Steiner, Hanish und andere anknüpft. Der Leser, zumal derjenige, der seinen Geist in der klaren Gedankenwelt des Buddhismus geschärft und geläutert hat, wird mit behaglichem Lächeln diese Zusammenstellung phantastischer Überschwenglichkeiten überfliegen. Er wird sich nur mit Bedauern immer wieder fragen müssen, was das arme Indien verschuldet hat, dass es zum Lieblingsobjekt der Spiritisten, Traumdeuter und Astralgläubigen, zum Wunderland par excellence geworden ist. Allein die vorliegende Broschüre ist nicht etwa — es wäre eine billige und überflüssige Aufgabe gewesen — nur eine verneinende Polemik gegen Spiritismus und Theosophie, sondern sie sucht auch mit anerkennenswerten wissenschaftlichem Ernst und mit vollkommener Gerechtigkeitsliebe den Wahrheitsgehalt zu erkunden, der zweifellos auch in manchem theosophischem Lehrgebäude heutiger und vor allem früherer Zeiten zu finden ist. Einmal wird niemand leugnen wollen, dass die Schlussfolgerungen und Nutzanwendungen mancher theosophischen Theorie die höchste Anerkennung verdienen. Es werden sittliche Forderungen aufgestellt, die oft genug mit den ethischen Wahrheiten, auch der buddhistischen

Lehre, völlige Übereinstimmung zeigen. Es wird eine praktische Lebensweisheit verkündet, mit der man sich in vielen Punkten ganz einverstanden erklären kann. Es muss vor allem anerkannt werden, dass auch die Theosophie als Reaktion gegen den herrschenden Materialismus wohl dazu beitragen könnte, dessen verrohende und vernichtende Wirkung aufzuheben. Allerdings, wir sprachen von der Theosphie früherer und heutiger Zeiten. Freimark verurteilt die moderne Theosophie im Gegensatz zu jener klassischen früheren Periode, in welcher die Theosophie einen Meister Eckardt, einen Jacob Böhme und wahrhaft erleuchtete Geister zu den ihren zählt. Trotzdem sei es auch heute noch möglich, meint der Verfasser, dass der modernen Theosophie eine, wenn auch beschränkte Zukunft gehört. Soweit es sich um spiritistische Kunststücke, um Geistersehen, Tischrücken, um Wunderheilungen, oder gar um Geschäftstheosophie a la Mazdaznan handelt, wird man freilich für solchen Mummenschanz immer nur ein verächtliches Lächeln haben können. Vielleicht aber werden wir einmal auch aus der Theosophie neue Wahrheiten schöpfen können, zum mindesten die eine, dass wir dem äusserlichen Wesen wiederum mehr und mehr entsagen und, nach dem Goethe'schen Wort, den Kern der Natur im eigenen Herzen suchen. Widersprechen müssen wir übrigens dem Verfasser, wenn er in den Schlussätzen behauptet, es wäre nicht Sache des Verstandes, dem Inneren Gesetze zu geben. Wenn etwas in uns lebt, was solche Gesetze geben kann, so ist es eben der Verstand, der aber keineswegs, wie Freimark anzunehmen scheint, auf intuitive und gefühlsmässige Elemente zu verzichten braucht. Im Gegenteil, er bedarf dieser, um zu wahrer Erkenntnis zu gelangen, und erst recht, um die Gesetze unseres Handelns zu bestimmen! K.

Die Verneinung als Weltprinzip. Ein philosophisches Programm von Daniel Leitner. Berlin-Leipzig 1912. Pr. 2.50.

Der Verfasser des vorliegenden Werkchens geht zurück auf das von Kant formulierte Problem der synthetischen Urteile a priori. Aus der Möglichkeit solcher Urteile ergibt sich die Existenz alogischer Grundtatsachen, von Kant »Ding an sich« genannt. Leitner verneint die Möglichkeit solcher Urteile und verwirft folgerichtig das oder die Dinge an sich. Es gibt

demnach nur analythische Urteile, alles irgend wie Daseiende fällt in den Bereich der formalen Logik — Panlogismus. Hatte Kant mit dem Ding an sich den irrationalen Faktor in der Welt, der im Lichte buddhistischer Erkenntnis als die Wirklichkeit sich darstellt, sich vom Halse geschafft, so ist Leitner genötigt, die Wirklichkeit logisch zn deduzieren. Aus dem Panlogismus ergibt sich potentielle Begreifbarkeit des gesamten Weltgeschehens und schärfste Gegnerschaft gegen jeden Agnostizismus, dem er als einem Verzweifeln im Theoretischen ein baldiges Verzweifeln im Praktischen prophezeit.

Als Grundbegriff dieser logischen Weltbetrachtung wird der Begriff der Verneinung hingestellt. Nicht um irgend welche ethisch gedachte Willensverneinung also handelt es sich, wie leicht ein Buddhist vermuten könnte, sondern um das-A nicht B. Nun hat sich der Verfasser bei aller Vorliebe für die Logik, die es mit abgeschlossenen Dingen, Realitäten zu tun hat, noch ein grosses Mass von Wirklichkeitssinn bewahrt, indem er die Dinge durch individuelle Prozesse ersetzt. Das Ich wird zu einem subjektiven Prozess, zu einer subjektiven Veränderung, der rückwirklichen Auffassung entspricht es wieder, wenn alle diese Prozesse etwas Materielles, also eine grobmaterielle, oder wie das Denken eine ätherische Bewegung im objektiven Raum sein sollen. Interessant ist wegen ihrer Ähnlichkeit mit der buddhistischen Auffassung von der Entstehung des Bewusstseins, durch Kontakt der Sinne mit den Objekten die Erklärung des Bewusstseins: Jedes Bewusstsein entsteht durch Zusammenstossen innerer (subjektiver) mit äusseren (dem Subjekt widerstehenden) Veränderungen . . . Jedes Gegenstandsbewusstsein entsteht durch einen Widerstand gegen die subjektiven Veränderungen . . . Die niederste, die sogenannte Vitalempfindung entspricht offenbar unserer Theorie vollkommen. Die höchste, die des Gesichts scheint ihr auf den ersten Blick zu widersprechen. Es geht uns nicht gleich ein, die ruhige Bildlichkeit der Gesichtswahrnehmung als eine Störung aufzufassen. Wenn uns aber der Physiologe belehrt, dass das Sehen nur durch chemische Vorgänge in der Retina zustande kommt, so werden wir auch hier dem Scheine nicht zu sehr trauen.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem modernen Positivismus zeigen gelegentlich eingestreute Sätze: „Das Kausalitätsgesetz ist demnach nichts anderes als die Definition der Veränderung." Hier wie dort also Ausschaltung des treibenden Momentes im

Weltprozess. Ferner im Einklange mit obigem: „Das Kausalgesetz weist uns mithin als letzten Erklärungsgrund der Wirklichkeit auf Veränderungen hin: Alle Erfahrungswissenschaft ist ursprünglich Geschichte".

Der Gipfel der Wirklichkeitsfremdheit, der noch die von Dr. Dahlke kritisierte Auffassung Mach's um ein tüchtiges Stück überbietet, ist wohl der an die Spitze der Sittenlehre gestellte Satz: „Das Selbstbewusstsein ist ein Irrtum, ein Fehlschluss von der Wirkung auf die Ursache. Diese Erkenntnis ist die Grundlage der Moral wie der Religion . . . Was für ein spätes, sekundäres Gebilde ist unser »Ich«! der letzte Schnörkel in der krausen Arabeske des Bewusstseins". Die daraus sich ergebende Sittenlehre versteht sich von selbst.

Die allzu ausgedehnte Anwendung der mathematischen Methode im logischen Teil erschwert das Verständnis des im übrigen anregenden, an originellen Gedanken reichen Büchleins.

J. v. O.

Zweimal gestorben! Die Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem 18. Jahrhundert. Nach urkundlichen Quellen, mit literarischen Belegen und einer Abhandlung über vergangene und gegenwärtige Rosenkreuzerei. Von Dr. Ferdinand Maack. Leipzig. 1912. Pr. 2.— Mk.

Titel und Nachtitel wären geeignet, den ernstdenkenden Leser von der Lektüre des Buches abzuhalten. In der Tat steht ein Menge unverständlichen Tiefsinns bis zum ärgsten Unsinn hierinnen und wer sich für Alchemie, Rosenkreuzer und dgl. interessiert kann hier seine Neugier vollauf befriedigen. Aber davon soll hier nicht die Rede sein. Zunächst an die Leser des Buches von Dr. Dahlke »Buddhismus als Weltanschauung«. Der Verfasser, Dr. Maack, ein Vertreter strengster Wissenschaftlichkeit, hat hier als Einführung in die rosenkreuzerische Weltanschauung eine Skizzierung der wissenschaftlichen Weltanschauung von seltner Klarheit geliefert, die bei aller Kürze das Wesentliche vortrefflich hervorhebt: Die dem Weltganzen zugrunde liegende Substanz, heisse sie Kraft, Materie oder Gott, sei unerkennbar, daher auch alles Gerede über Monismus und dgl. hinfällig. Hauptsache ist die gemeinschaftliche Gesetzmässigkeit des Ganzen. „Das kosmische Urphänomen ist Periodizität: keine Periodizität ohne Polarität." Der Weltprozess ist ein Ausgleich der Polaritäten, alles strebt der

Entropie zu. Der Kräfteausgleich setzt eine Mehrheit von Dingen voraus. Eine Tätigkeit des einzelnen Dinges aus sich ist unmöglich, es muss von aussen gestossen sein. Die wissenschaftliche Weltanschauung muss somit notwendiger Weise eine mechanistische sein. Wie im Materiellen, so geht es auch im Geistigen: Eine Selbsterlösung gibt es nicht; das Heil kommt nur von aussen.

Sind die Einzeldinge unfähig aus sich heraus zu wirken, so muss es einen ersten Beweger geben, den wir uns, da wir nur einer mechanischen Anschauungsweise fähig sind, nicht vorstellen können; der erste Beweger, Gott, muss ein aus sich heraus Tätiges sein. Die hier zu Tage tretenden engen Beziehungen zwischen Glaube und Wissenschaft wirken hier vor allem deshalb verblüffend, weil von einem Manne der Wissenschaft vorgetragen und zugegeben. Gelungen ist auch die Abweisung des Häckel'schen Monismus.

Goldne Worte über die moderne Theosophie, vor allem die Steiner'sche Richtung, spricht Dr. Maack im 2. und 3. Kapitel des Buches. Alle Buddhisten, die noch an einen Zusammenhang zwischen der Lehre des Erhabenen mit diesem phantastischen Aberwitz heimlich glauben, mögen sich das zu Herzen, besser zu Verstande nehmen. Uns Buddhisten, die wir an den durch unser normales Tagesbewusstein vermittelten Tatsachen übergenug haben und von vornherein den Bestrebungen einer Richtung mit Misstrauen gegenüberstehen, die aufdringlich ihre Erfahrungen auf dem Jenseits, hysterichen Köpfen entsprungen, zum Besten gibt, muss das ehrlicher Überzeugung entstammende Missfallsurteil eines Mannes, der im Ziele, Erforschung der okkulten Phänomene, mit jener Bewegung übereinstimmt, unbedingt zu lebhafter Opposition gegen alle Versuche führen, Buddhismus und Theosophie zu identifiziersn, als ähnliche Lehren hinzustellen oder auch nur nebeneinander zu nennen. Wertvoll ist besonders die Feststellung der jesuitischen Herkunft Dr. Steiners.

Die Geschichte, von der das ganze Buch den Namen trägt, ist von unserem Standpunkte bedeutungslos, nimmt aber dem Ganzen nichts von dem Werte, der ihm im Obigen zugesprochen wurde.

J. v. O.

Deutsche Pāli-Gesellschaft.

Versammlungsberichte.

Jahresversammlung der Deutschen Pāli-Gesellschaft.

Am 18. August 1912 fand die jährliche Hauptversammlung der Deutschen Pāli-Gesellschaft in Dölau bei Halle statt. Der Vorsitzende, Herr Walter Markgraf, erstattete den Jahresbericht über die Tätigkeit der Gesellschaft. Sodann wurde der von dem im vorigen Jahre gewählten Revisor Herrn Direktor Eckert erstattete Kassenbericht verlesen und sowohl Herrn Eckert wie dem bisherigen Geschäftsführer Herrn Scheider der Dank der Versammlung ausgesprochen und Entlastung erteilt. Frau Minna Scheider, die sich durch Krankheit genötigt sieht, ihren mit ausserordentlichem Interesse und grösster Sorgfalt verwalteten Schatzmeister-Posten niederzulegen, wird von der Versammlung zum korrespondierenden Sekretär mit Sitz und Stimme im Vorstand ernannt. Die Vorstandswahl ergab die Wiederwahl des Herrn Markgraf als Vorsitzenden, die Wahl des Herrn Bauer als Geschäftsführer und Kassenwart, Dr. Bohn als Bücherwart. Herr Dr. Paul Dahlke, Wenningstedt, Sylt, wurde zum Ehrenmitgliede ernannt.

Die Versammlung änderte die Mindest-Beitragsleistung der Mitglieder auf jährlich 10 Mark ab, und sprach am Schlusse dem Vorsitzenden, Herrn Walter Markgraf ihren Dank und ihr Vertrauen aus.

Nach einer Pause gingen die Versammelten, deren Reihen inzwischen durch eingetroffene Mitglieder des Bundes für buddh. Leben sich verstärkt hatten, zur ersten Versammlung des Bundes für buddhistisches Leben über. Die Vorstandswahl ergab Bestätigung des provisorischen Vorstandes. Dr. Bohn wird die Geschäfte des Vorsitzenden führen, während Herr Oskar Schloss in Trier die eigentliche Geschäftsführung vertreten wird. Als drittes Vorstandsmitglied tritt Herr Bauer ein. Die satzungsmässige Erklärung, dass sie auf buddhistischem Boden stehen, wurde von den drei Herren abgegeben.

Bei Beratung der Satzungen wurde betont, dass der Bund seinen Mitgliedern zwar den Rat erteile, die fünf Sīlā zu beobachten, dass aber eine Gewissensbindung, als dem Geiste des Buddhismus zuwiderlaufend, nicht ausgesprochen sei. Der Beitrag wurde auf 6 Mark mit, 2 Mark ohne Bezug der Zeitschrift

festgesetzt, für Geschwister und Ehepaare 7 Mark mit einer Zeitung, 3 Mark ohne Zeitung. Mit einer Ansprache des Vorsitzenden an die erschienenen Gäste schliessen beide Versammlungen. Bohn.

Viharo-Spende. Aus der Vihāro-Sammlung Zimmermann-Stuttgart ist der Deutschen Pāli-Gesellschaft der aus der Sammlung Markgraf-Beck stammende Betrag von **167.30 Mk.** zu weiterer Verfügung zurückgestellt worden.

Da eine Fortführung der Sammlung aussichtslos erscheint, werde ich im Einverständnis mit dem Gesamtvorstand, sofern hiergegen kein Widerspruch erfolgt, den obigen Betrag ab 1 Januar 1913 der Kasse der D. P. G. überweisen, die diese Summe zur Progaganda verwenden wird.

Da in letzter Zeit wieder erhebliche Zahlungsverbindlichkeiten entstanden sind, welche die Kasse der D. P. G. aus den geringen Mitteln, die ihr derzeit zur Verfügung stehen, nicht zu decken vermag, richte ich an die Mitglieder die dringende Bitte um womöglich umgehende Übersendung des Jahresbeitrages. Die Geldmittel, deren die D. P. G. zur Drucklegung unserer auch in diesem Jahre wieder den gesteigerten Wünschen vollauf gerecht gewordenen Zeitschrift und zur Agitation bedarf, werden nur zum geringen Teil von den Beiträgen aufgebracht, während der Rest bisher von Freunden unserer Bewegung zugeschossen wurde, die uns auch in diesem Jahre treu geblieben sind. Die an uns gestellten erhöhten Anforderungen können nun in diesem Jahre aus diesen Mitteln nicht mehr ganz befriedigt werden. Ich bitte daher die Freunde unserer Bewegung und alle, denen an der Ausbreitung des buddhistischen Gedankens im Occident gelegen ist, unsere Arbeit durch einen so notwendigen Extrabeitrag zu unterstützen. Nur durch finanzielle Sicherstellung werden wir für die Dauer in der Lage sein, unsere Veröffentlichungen auf der jetzigen Höhe zu erhalten. Jede Summe ist willkommen.

F. J. Bauer, Schatzm., Berlin S.W. 11, Grossbeerenstr. 91.

Mitteilungen des Verlegers.

Folgende neuen Werke sind in Druck gegeben worden und werden in Kürze fertig vorliegen:

Veröffentlichungen der Deutschen Pāli-Gesellschaft Nr. 8, Bhikkhu Nyāṇatiloka, Die Reden des Buddha aus der angereihten Sammlung (Anguttara Nikāyo) Das Dreierbuch.

Dahlke, Paul, Aus dem Reiche des Buddha, 7 Erzählungen.

Im Drucke befindet sich ferner das zweite und dritte Tausend von Markgraf, Kleiner buddhistischer Katechismus. W. M.

Für Redaktion und Verlag verantwortlich: Walter Markgraf, Breslau 8. Druck von Arno Bachmann, Baalsdorf-Leipzig.